H
1735

von Halder
N. 606.

Charakteristik Josephs II.

eine historisch-biographische Skizze,

samt einem Anhang

der Aussichten in die Regierung

Leopolds II.

Von

Johann Pezzl.

Zweyte Auflage.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Wien, bey J. V. Degen.

1790.

I.

Josephs Geburt. — Rührende Scene in Preßburg. — Theresia siegt. — Franz wird Römischer Kaiser.

Joseph der II. gehört unstreitig unter die merkwürdigsten Männer unsers Jahrhunderts; und ein sonderbares Schicksal schien über ihn zu walten. Die Tage seines Eintritts in die Welt, und seines Austritts aus derselben, waren trübe, und mit Widerwärtigkeiten bezeichnet; seine Laufbahn hingegen war schimmernd und thatenvoll, aber über aller Menschen Erwarten kurz.

Die gegenwärtigen Blätter sollen weder eine Lobrede auf ihn enthalten, noch eine schulgerechte Lebensbeschreibung, oder eine umständliche Regierungsgeschichte. Es sind bloß leichte Pinselstriche zur Geschichte seiner Tage und seines persönlichen Charakters, die vielleicht einst dem pragmatischen Geschichtschreiber brauchbar werden.

Karl der VI. hatte bereits im Jahre 1713 die sogenannte pragmatische Sanktion errichtet, eine Verordnung, deren Zweck war, die weitläufigen Staaten des Hauses Oestreich unzertrümmert beisammen zu halten, und beym Abgang männlicher Erben selbst auf die weiblichen Descendenten unzertrennt zu übertragen. Seit diesem Zeitpunkt war die Anerkennung und Gewährleistung dieser Erbfolge-Ordnung die wichtigste Herzensangelegenheit Karls, auf die er bei allen politischen Unterhandlungen mit den Europäischen Fürsten vorzüglich drang, für deren Handhabung er sogar beträchtliche Aufopferungen machte. Dadurch brachte er es dahin, daß beinahe

alle

alle Mächte diese Sanktion annahmen, ja sogar garantirten. Nun war Karl beruhigt. Er vermählte am 17 Februar 1736 seine Erbtochter Maria Theresia mit dem aus Lothringen nach Florenz versetzten Herzog Franz Stephan, und starb am 20 Oktober 1740.

Maria Theresia nahm jetzt Besitz von ihren Provinzen, und ließ sich von den östreichischen Ständen zu Wien huldigen. Sie erklärte ihren Gemahl zum Mitregenten ihrer Länder, und übertrug ihm die Böhmische Churstimme.

Der staatskluge Prinz Eugen von Savoyen hatte noch kurz vor seinem Tode *) dem Kaiser Karl mit allem Nachdrucke gesagt: „seine Erbin würde besser fahren, wenn er ihr keine pragmatische Sanktion, wohl aber 200,000 Mann, und eine gefüllte Schazkammer hinterließ.“ Dieser Ausspruch bestätigte sich. Viele Mächte, welche die

*) 20sten April 1736.

Sanktion garantirt hatten, handelten derselben offenbar zuwider, und nahmen die schönsten Provinzen aus Karls Erbschaft in Anspruch. Andere blieben zwar ihrem gegebenen Worte getreu, unterstützten aber die rechtmässige Erbin nicht thätig genug. Preussen, Sachsen, Bayern, Frankreich, Spanien, Neapel, fielen theils wirklich über Theresiens Staaten her, theils machten sie Anstalten zum feindlichen Angrif. Die Sachen kamen auf den Punkt, daß die eben mit Joseph in gesegneten Umständen sich befindende Tochter Karls an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen, schrieb. „Noch weiß ich nicht, ob mir aus der ganzen väterlichen Erbschaft eine einzige Stadt übrig bleiben wird, um die unter meinem Herzen keimende Frucht abzulegen."

König Friedrich hatte zwar schon die Hälfte von Schlesien mit gewaltsamer Hand weggenommen; aber die gegen Oestreich anrückende bayersche Armee war noch nicht über die Gränze gedrungen, als Maria Theresia

am

am 13 März 1741 ihren ersten männlichen Sprossen Joseph in Wien zur Welt gebahr. Der Jubel des Volkes über diese Geburt war allgemein. Selbst der in Wien eben anwesende türkische Gesandte ließ dabei Geld auswerfen.

Kaum war Theresia aus dem Wochenbette aufgestanden, so eilte sie nach Ungarn, wo ihr am 25 Junius die Krone dieses Reichs aufgesetzt wurde. Mit diesem Schmuck auf dem Haupt ritt sie mit verhängtem Zügel nach dem Königsberg, und that dort die vorgeschriebenen Kreuzhiebe gegen die vier Weltgegenden.

Theresia war wieder nach Wien gegangen. Die vereinigte Armee der Bayern und Franzosen schloß Linz ein. König Fridrich hatte durch Schwerin bei Molwiz gesiegt, und drang in Oberschlesien. Die Sachsen setzten sich in Marsch nach Böhmen. Nun beschloß Theresia, sich mit aller Zuversicht in die Arme ihrer getreuen Ungarn zu werfen. Sie ging neuerdings nach Presburg, und rief die Landstände zusammen, welche am 11ten September ihre erste Versammlung hielten.

Plötzlich trat die entschlossene Mutter, mit ihrem noch kaum sechsmonatlichen Säugling Joseph auf dem Arm, in den Kreis der Edeln, und redete sie in lateinischer Sprache mit folgenden Worten an: „Von meinen „Freunden verlassen; von meinen Feinden ver„folgt; von meinen nächsten Blutsverwand„ten angegriffen, finde ich keine andere Zu„flucht, als Euere Treue, Euern Muth und „meine Standhaftigkeit. In Euere Hände „übergebe ich die Tochter und den Sohn Eu„rer Könige; sie erwarten ihr Heil von Euch."

Ein mächtiges Volk in pelziger Tracht,
Bezäumer der Rosse, die standen um sie,
Und hörten ihr Wort in Nöthen, und sahn
Im Arme der Mutter das Kind.

Da rollete schnell von Thränen ein Guß
Die bärtigen Wangen der Männer herab.
Da schwuren sie Tod, da flogen wie Blitz
Die wogigen Schneiden empor. *)

Durch

*) Bardenfeuer am Tage Theresiens, von Sined.

Durch jene Worte voll Kraft und Würde, durch den holden Anblick der gebeugten Mutter, und des unschuldigen Säuglings Joseph, bis in das Innerste erschüttert, zogen sie rasch ihre blizenden Säbel, und riefen einhellig auf: „Laßt uns für unseren König Maria Theresia sterben!“ *)

Indessen daß die tapfern Ungarn ernstliche Anstalten zur Erfüllung ihres grosmüthigen Schwurs machten, besezten die Bayern und Franzosen ganz Ober-Oestreich, und drohten selbst der Hauptstadt Wien eine Belagerung. Die Preussen eroberten Schlesien und einen Theil von Mähren. Die Sachsen breiteten sich in Böhmen aus; und die vereinigten Heere aller dieser Mächte eroberten Prag. Die Spanier, mit den Neapolitanern vereinigt, eilten zur Eroberung der Lombardey heran.

*) Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia!

Solche Stürme bezeichneten die ersten Lebenstage Josephs. Glücklich, daß er im sanften Schlummer der Kindheit die ihm drohenden Stürme nicht zu fühlen vermochte.

Die Geschichte des östreichischen Erbfolgekriegs ist bekannt, und gehört nicht in den Plan dieser Schrift. Der Friede zu Aachen endigte diese Fehde, in welcher Theresia, durch Holland und England unterstüzt, besonders aber durch die Hülfe der Ungarn, ihr väterliches Erbe so tapfer vertheidigte, daß sie nur den größten Theil von Schlesien, und die Grafschaft Glaz verlor, auch ein Stück der Lombarden an Sardinien abtrat.

Josephs Vater, Franz, war indessen am 13 September 1745 in Frankfurt zum Römischen Kaiser gewählt, und am 4 Oktober gekrönt worden. Theresia hatte der Krönung persönlich beigewohnt, und ihrem Gemahl das erste Vivat auf dem Römerplaz zugerufen.

II.

Josephs Erziehung. — Jugendliche Vergnügungen.

Die immer dankbare Theresia wählte eines der glücklichsten Mittel, um der ungarischen Nation ihre Gnade und Gewogenheit recht anschaulich darzustellen. Ihr geliebter Prinz Joseph wurde in die ungarische Nationaltracht gekleidet, erhielt Unterricht in der ungarischen Sprache; und die Ehre, sein Hofmeister zu seyn, ward dem ungarischen Grafen und Feldmarsall Bathiany zu Theil.

Der Unterricht des Kronprinzen war von der Art, wie es sich für den einst werdenden Herrn eines Staats vom ersten Range ziemte. Seine Lehrer waren theils Weltliche, theils Geistliche. Der grosse Ingenieur Brequin lehrte ihm die mathematischen Wissenschaften. Geschichte, Philosophie, Politik, Naturrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, fremde Sprachen rc. wechselten in seinen Lehrstunden

mit

mit einander ab. Ein Jesuit gab ihm Unterricht in der Religion.

Alle Nachrichten aus jenen Zeiten stimmen darin überein: daß Joseph das offenste, munterste, liebenswürdigste Kind war; und daß er, von seinem außerordentlichen Jugendfeuer und raschen Temperamente hingerissen, an der mechanischen Methode des gewöhnlichen Unterrichts wenig Geschmack fand. Er faßte schnell und leicht; aber vieles Sizzen, wiederhohltes auswendig lernen, war seine Sache ganz und gar nicht; und wenn man das Geschäft schulmäßig nach damaliger Methode betrachtete, so stand Joseph in den gewöhnlichen Prüfungen oft hinter andern seiner Brüder zurück. Dagegen übertraf er sie an scharfsinnigen Bemerkungen, witzigen Einfällen, bedeutenden Fragen und Antworten aus seinem eigenem Kopfe. . . . „Mein Joseph ist nicht folgsam" pflegte seine erhabene Mutter oft zu sagen; aber jene kleinen Züge, welche den werdenden Selbstdenker verriethen, bewogen sie, ihm seine Läßig-

keit im Schulunterricht einigermassen nachzusehen.

In den zur edeln Erziehung gehörigen Leibesübungen erfüllte er alle Wünsche seiner Meister.

Zur Erhohlung bekam er Unterricht in der Musik, woran er auch so viel Geschmack und Vergnügen fand, daß er sie sein ganzes Leben hindurch fleißig kultivirte. Selbst in seinem lezten Lebensjahre, während des Sommers 1789, den er von der schwersten Krankheit niedergedrückt, in Laxenburg zubrachte, war Musik seine tägliche Unterhaltung. Er selbst spielte mehrere Instrumente.

Als Gesellschafter seiner Jugend hatte man einige geistvolle Kavaliers, von gleichen Alter mit ihm, ans den vornehmsten Familien gewählt. Mit diesen und seinen nächsten Geschwistern verbrachte er seine Zeit unter anständigen Ergözlichkeiten und Jugendspielen. Eine Hauptbeschäftigung dieses jugendlichen Kränzchens war es auch, von Zeit zu Zeit kleine Schauspiele in französischer Sprache vor dem versammelten Hofe aufzuführen.

Jo-

Joseph, dessen Körper von Gesundheit und Feuer strozte, war natürlicher Weise äußerst rasch und lebhaft. Er beging tausend Jugendstreiche, und wurde in seinen jüngeren Jahren oft darüber empfindlich bestraft.

III.

Joseph darf nicht zu Felde gehn. — Zweimal verheirathet und zweimal Wittwer. — Wird Römischer König. — Franz stirbt. — Joseph ist Kaiser und Mitregent seiner Mutter.

Indessen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen. Joseph befand sich schon in den Jahren, worin bereits mancher Edelmann für sein Vaterland streitet. Es kam in Vorschlag, den Thronerben im J. 1759 zur Armee des Feldmarschall Daun zu schicken, um dem

Feldzug beizuwohnen. Schon war alles in Bereitschaft, als Maria Theresia plözlich ihren Entschluß zurück nahm. Man sagt, diese Sinnesänderung rührte daher, weil sie besorgte, Joseph könnte von seiner Lebhaftigkeit dahingerissen, über die Beschäftigungen und Pflichten des Kriegsstandes, für die Zukunft weniger Geschmack an den friedlichen Arbeiten eines Regenten finden. Genug, die Reise zur Armee unterblieb, und Joseph war darüber etwas misvergnügt.

Bald aber winkte ihm eine süßere Pflicht, als jene des Kriegsgottes. Isabella, des spanischen Infanten Don Philipps, Herzogs von Parma älteste Prinzessin Tochter, ward ihm zur Braut bestimmt. Fürst Wenzel von Lichtenstein führte sie aus Italien nach Wien, und am 6 Oktober 1760 ward sie daselbst unter Pracht und Jubel mit Joseph vermählt. Diese Ehe war nicht bloß ein Band der Pflicht, sondern auch der Liebe, und zwar der zärtlichsten Liebe, welche noch feuriger ward, da im J. 1762 am

26 März Isabella ihren Gatten mit einer Erzherzogin beschenkte. *)

Am 15 Februar 1763 wurde zu Hubertsburg der Friede geschlossen, welcher dem seit sieben Jahren mit größter Anstrengung geführten Krieg zwischen Oesterreich und Preussen ein Ende machte. . . Dabei ward ein geheimer Artikel festgesezt, wodurch sich Fridrich verpflichtete, dem Erzherzog Joseph seine Stimme zur Würde des Römischen Königs zu geben.

Noch in eben dem Jahr verlor Joseph seine Gemahlin Isabella, welche am 27 November starb, und von ihrem Gatten mit ungeheuchelten Schmerz beweint ward.

Da nun Deutschland wieder einer allgemeinen Ruhe genoß, so schritt man zur Wahl eines Römischen Königs. Kaiser Franz kam mit dem Erzherzog persönlich nach Frankfurt. Am 27 März 1764 wurde die Wahl zu

Gun=

*) Sie starb am 23 Januar 1770.

Gunsten Josephs vollzogen, und am 3 April erfolgte die feierliche Krönung.

Die erste Ehe hatte dem König Joseph keinen männlichen Erben beschert. Das Wohl seines hohen Hauses erfoderte also, ihm eine zweite Gattin zu geben. Das Los traf die Prinzessin Josephe von Bayern, Tochter Kaiser Karls des VII, welche am 23 Januar 1765 mit Joseph verbunden ward.

Auch diese gab ihm keinen Erben, und versetzte ihn durch ihren baldigen Tod zum zweitenmahle in den Wittwerstand. *)

Noch in eben dem Jahre war man mit Spanien übereingekommen, die Prinzessin Marie Louise an den zweyten Erzherzog Peter Leopold zu vermählen. Die Trauung wurde im Monat August in Insbruck vollzogen. Ein Theil der kaiserlichen Familie war dabey zugegen. Am 18 August, als Kaiser Franz aus dem Schauspiel nach Hause

*) Sie starb am 28 May 1767.

se kam, rührte ihn der Schlag. Er sank in Josephs Arme, und gab seinen Geist auf. Ein biederer, wohlthätiger und sparsamer Monarch, der im Kriege Tapferkeit bewiesen hatte, der den Staat bei allen Gelegenheiten mit eignem Gelde unterstützte, der seine Gemahlin als Gatte so glücklich gemacht hatte, wie es unter Millionen kaum Ein Paar ist, und der sich seiner Familie als einen Vater ohne gleichen bewies.

Maria Theresia ward über ihres Franzens plötzlichen Tod so mächtig erschüttert, daß sie sogleich die Regierung niederlegen, auf der Todesstelle desselben ein Kloster bauen, und als Vorsteherinn davon ihre Tage darin beschließen wollte. Die Liebe zu ihren Unterthanen überwog diesen Entschluß des Schmerzens. Doch machte sie in der Hauptstadt Tyrols eine Stiftung für zwölf Fräulein, deren Pflicht es war, für die Seelenruhe Franzens zu bethen; trug von dieser Zeit an beständig Trauerkleider, ging in kein Spektakel mehr, und schloß sich am 18ten jedes

Mo-

Monats ein, um dem Andenken ihres zärtlich geliebten Gemahls zu opfern.

Diese Lage ihres Gemüths bewog sie, sich eines Theils der politischen Geschäfte zu entladen. Sie übergab also ihrem Sohne, Thronerben und nunmehrigen Kaiser Joseph dem II. das Großmeisterthum aller Ritterorden, die Verwaltung der Armee und des ganzen Kriegswesens, und erklärte ihn zum Mitregenten ihrer Staaten.

IV.

Joseph bringt dem Staat ein wichtiges Opfer. — Reise in das Banat. — Erste Züge aus dem persönlichen Charakter Josephs. — Reise nach Italien. — Der Kaiser ackert auf offnem Felde. — Besuch bei dem König von Preussen.

Sogleich brachte Joseph dem Staate ein grosses Opfer dar. Er ließ für 22 Milionen

nen Staatspapiere oder sogenannte Coupons verbrennen, die er von seinem Vater geerbt hatte, und schenkte dadurch dem Staate das Kapital samt den Intressen. Auch gab er dem Staate die Domänengüter zurück, welche Kaiser Franz als ein Familieneigenthum an sich gekauft hatte. Nun fing er an, von seinen Rechten Gebrauch zu machen. Als Großmeister der Ritterorden nahm er mit dem militärischen Theresien-Orden einige Veränderung vor. Die Großkreuze bekamen einen gestickten Stern auf die Brust; auch ward zwischen ihnen und den Rittern eine neue Mittelklasse, die Kommandeurs, gestiftet.

Um den Zustand der jährlichen Ausgaben genau zu übersehen, forderte er über alle Leute am Hofe, und bei den Stellen, eine genaue Liste, von Nahmen, Rang, Besoldung und Pensionen.

Der Aufwand an dem Hofe seiner Mutter schien ihm etwas zu groß. Er bewog sie also, einige Einschränkungen an den Tafeln,

bei

bei den Ställen, in Pracht, und an Gala=tagen zu machen. Er selbst trug von nun an beständig die Uniform.

Groß und schön ist der Gedanke für den Beherrscher eines weitläufigen Staats, seine Provinzen in eigener Person kennen zu lernen. Unter den Kaisern des alten Roms war es der einzige Hadrian, welcher sein ganzes Reich durchwanderte; und er hat dafür den Ruhm der Nachwelt. Gleichen Zweck sezte sich Joseph vor. Er wollte seine eigenen Länder, und bei Gelegenheit auch die übrigen Europäischen Staaten bereisen.

Den Anfang machte er mit einer Reise durch Ungarn nach dem Temeswarer Banat. Es war im Jahre 1766. Er ging bis an die türkische Gränze; besah die Festungswerke, die Truppen, die Manufaktüren, den Feldbau, den Zustand des Bürgers in den Städten, und des Bauers auf dem Felde. — Die Türken sahen jezt zum erstenmahl ihren grossen Nachbar.

Diese Reisen that er von nun an und allzeit mit der größten Simplicität. Ein General oder anderer Offizier vom Range, ein Paar Kabinetssekretäre, wenige Leute von der Dienerschaft, alles in drei oder vier Reisewägen beisammen, war das ganze Gefolge. Er selbst trug immer einen schlichten Frack, nur zur Abwechselung, bei Truppenübungen und andern etwas feyerlichen Gelegenheiten seine Uniform. Der größte Aufwand bestand in den Geschenken, welche er in seinen und in fremden Ländern unter alle Klassen von Menschen mit auffallender Freigebigkeit vertheilte.

Nach der Zurückkunft von dieser Reise bemerkte man bei jeder Gelegenheit, daß Prachtlosigkeit, Popularität, Arbeitsamkeit, Wißbegierde und strenge Oekonomie die Hauptzüge von Josephs Charakter seyen.

Im J. 1769 gieng er zum erstenmahl nach Italien. Am 15 März kam er in Rom an. Die Strassen, durch welche er fuhr, waren mit Menschen angefüllt; und aller Orten ertönte das Freudengeschrey: "Es lebe

der Kaiser!" Man schickte ihm eine Ehrenwache und Deputirte. Er verbath sich alles mit der Aeußerung: "daß er inkognito reise." Alle Merkwürdigkeiten wurden von ihm besichtiget.

Indessen war auch Peter Leopold aus Florenz nach Rom gekommen. Beide Brüder besuchten das Konklave, wo die Kardinäle eben versammelt waren, einen neuen Pabst zu wählen. Joseph fragte scherzend, ob es ihm erlaubt sei, hier den Degen zu tragen. — „Dem Schüzer und Vertheidiger „der Kirche gebührt dieses Recht allerdings" versezte der Kardinal Albani. Er empfahl den versammelten Kardinälen, ohne Vorurtheil und Partheilichkeit einen würdigen Pabst zu wählen.

Am 30 März umarmte er seine königliche Schwester in Portici. Er verbath sich auch hier alle Ehrenbezeugungen, beschäftigte sich viel mit den kostbaren Alterthümern jener Gegend, bestieg zu Fuß den Vesuv, und besah die Schiffe im Hafen zu Neapel.

Von da gieng er nach Florenz, Parma, Turin, und zurück nach Mailand, wo er einige Zeit in Staatsgeschäften arbeitete.

Schon einige Jahre vorher wollte Joseph den König von Preussen besuchen; allein es unterblieb. In diesem Jahre aber sollte der Besuch in Schlesien geschehen. Er ging durch Mähren dahin; und that am 19 August, was man sonst nur bei dem Kaiser in China sieht. Auf offenem Felde ergriff er den Pflug eines gemeinen Bauers, und ackerte mit eigenen Händen einige Furchen. Dieser Auftrit geschah auf der Lichtensteinischen Herrschaft Posowiz. Um ihn zu verewigen ließ Fürst Wenzel zum Andenken davon auf dem Acker ein Denkmahl von Marmor mit einer Inschrift sezen. *) Auf die Pflugscharre ward

*) Es ist folgende: Imp. Cæs. Josephus, divi Francisci, et M. Theresiæ aug. pio filio aug. quod is anno MDCCLXIX mense aug. die 19 ad excitandam populorum industriam, ducto per

ward ebenfalls eine diesen Vorfall vere= wigende Inschrift gegraben, der Pflug in Seidenstoff eingewickelt, und den Ständen von Mähren zum Andenken geschenkt.

Am 25 August besuchte Joseph unter dem Nahmen Graf von Falkenstein, den König von Preussen im Lager bei Neisse. „Nun sehe ich meine wünsche erfüllt," sagte der Kaiser; und Friedrich rief auf: "Dieß „ist der schönste Tag meines Lebens!" — Man war über alle Regeln der Etikette hin= aus; beide Monarchen sezten sich auf das Kanapee, und unterhielten sich eine Zeitlang im Beiseyn des beiderseitigen Gefolges. Dar= auf verschlossen sie sich eine Stunde lang in das Kabinet. Fridrich erzählt in seinen hin=

per totum hoc jugerum aratro, agricultu- ram humani generis nutricem nobilitavit. communibus ordinum Moraviæ votis mo- numentum posuit Josephus Wenceslaus, princeps a Lichtenstein.

terlassenen Schriften, *) daß sie einen förmlichen Traktat mit einander schlossen, die Ruhe und Neutralität in Deutschland zu erhalten, wenn es zwischen Frankreich und England zum Bruche kommen würde.

Tags darauf wurden die Kriegsübungen vorgenommen; worauf der Kaiser in das Lager bei Kollin, der König aber nach Breslau zurück ging.

V.

Reise nach Böhmen, um der Hungersnoth zu wehren. — Friderich besucht Joseph. — Theilung von Polen. — Einführung der militärischen Konscription. — Reise durch Gallizien.

Im Jahre 1779 machte Joseph mancherley gedeihliche Anstalten. Sie betrafen den bes-

*) Im V. Bande.

besseren Unterhalt der gesunden und kranken Soldaten. Man schuf ihnen Mittel, sich neben ihrer Löhnung noch Geld zu verdienen. Man sorgte für die Nahrung und Erziehung der Soldatenkinder. Gewisse Klassen von Offiziers bekamen höheren Sold. Die wichtigste dieser Anstalten war, daß er für jede Woche einen Tag aussetzte, an welchem jedermann ohne Unterschied von Stand, Rang und Geschlecht frei zu ihm kommen, und mündlich oder schriftlich seine Angelegenheiten vortragen konnte.

Auch für die Armee im Ganzen machte er vortheilhafte Einrichtungen.

Eine wiederhohlte Reise durch das Königreich Ungarn ward in eben diesem Jahre von ihm unternohmen, um den Zustand und natürlichen Reichthum dieses gesegneten Landes noch genauer kennen zu lernen.

Indessen war durch einen Miswachs von zwei aufeinander folgenden Jahren in ganz Deutschland eine ungewöhnliche Theuerung, und in einigen Provinzen eine wahre

Hungersnoth entstanden. Diese Landplage äußerte sich gegen das Ende des J. 1770, dauerte das ganze darauf folgende Jahr und noch einige Zeit im J. 1772. Oesterreich und Mähren, vorzüglich aber Böhmen litt durch dieses Uibel. Der Kaiser eilte dahin, durchreiste beinahe alle Kreise; ließ mit Gewalt die Kornböden öfnen, welche Wucher und Eigennutz beim allgemeinen Elende noch immer verschlossen hielten; theilte aus den Magazinen der Armee Getreide und Mehl unter die Dürftigen aus; ließ Lebensmittel aus Ungarn nach Böhmen führen; übergab den Statsbeamten ansehnliche Summen, um damit die Hilfbedürfdigsten aus ihren Bezirken zu unterstützen.

Joseph war im September 1770 nach Mähren gegangen, um den gewöhnlichen Truppenübungen beizuwohnen. Am 3 dieses Monats besuchte ihn der König von Preussen im Lager bei Mährisch-Neustadt. Bei diesem Besuche war der österreichische Staatskanzler Fürst Kaunitz, und nebst andern Generalen auch

Lou-

Loudon an der Seite des Kaisers. Der König hatte sich weiß gekleidet. Bei der Tafel wollte Loudon mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit ganz unten Platz nehmen. Der König aber hieß ihn neben sich sitzen: „Hieher „zu mir, mein Herr General Loudon! rief er. „Ich sehe Sie lieber neben mir, als mir gegenüber." Man wohnte den Manöuvres bei, hielt einige geheime Unterredungen, und schied dann wieder voneinander. Was bei diesem hohen Besuche verhandelt worden, davon glaubte das Publikum den Aufschluß in jenen Auftritten zu finden, welche bald nachher in Polen erfolgten.

In diesem Lande wüthete schon seit zwei Jahren der grausamste innerliche Krieg, den die Konföderirten so weit trieben, daß sie den Thron für erledigt erklärten, und den König selbst gewaltsam raubten. *) Zu gleicher Zeit brach auch die Pest aus. Dieses berechtigte die

*) 3 November 1771.

die benachbarten Mächte, Oesterreich, Rußland und Preussen, starke Truppenkordons an den Gränzen aufzustellen, welche aber im J. 1771 in die Polnischen Provinzen selbst hineinrückten. In dem darauf folgenden Jahre nahmen die drei Mächte gewisse an den Gränzen ihrer Länder liegende polnische Provinzen in förmlichen Anspruch und Besitz. Die Polen sträubten sich eine Weile dagegen, willigten aber im April 1773 darein. So war die Theilung Polens ohne Schwerdtschlag vollbracht, wodurch Oesterreich eine Strecke Landes von 2700 Quadratmeilen mit etwas über drei Millionen Menschen bekam, und sie unter dem Namen des Königreichs Gallizien und Lodomirien mit seinen übrigen Staaten vereinigte.

Noch kam im Jahre 1772 eine der wichtigsten Staatseinrichtungen für Oesterreich zu Stande. Dieß ist die militärische Konscription, welche Joseph als unumschränkter Leiter des Kriegswesens in den Deutschen Provinzen einführte. . . Diese Einrichtung erhielt

hielt ihre Existenz in Preussen. König Friedrich Wilhelm, der es für die wesentlichste und würdigste Beschäftigung eines Monarchen ansah, Truppen zu halten, zu mustern, zu exerciren rc. theilte am ersten sein ganzes Land in gewisse Bezirke, oder Kantons, davon jeder einem Regiment Soldaten angewiesen wurde, das alle darein befindliche Mannsleute genau maß und aufschrieb, auch das Recht hatte, jeden in seinem Kanton gebornen Knaben als ein Eigenthum des Regiments zu betrachten und auszuheben, wann es ihm beliebt.

Schon nach dem Aachner Frieden hatte der Verlust von Schlesien die Kaiserin Maria Theresia belehrt, daß es zur Sicherheit ihrer Staaten unausweichlich nothwendig sey, für immer eine eben so starke stehende Armee zu unterhalten, als ihr Nachbar der König von Preussen; und dazu bewilligten ihr damals die Stände zum erstenmahl festgesezte jährliche Abgaben. Jetzt fand man für eben so nöthig, nach Preussens Beispiel die

militarische Konscription einzuführen, um stäts einen sicheren Zuwachs von zuverläßigen Landeskindern zur Kompletirung der Armee zu haben. Böhmen, Mähren, Oesterreich Steyermark, Kärnthen, Krain und Gallizien wurden derselben unterworfen. Ungarn, Tyrol, die Niederlande und die Lombardey sezten sich dagegen, und blieben auch einsweilen noch davon frei.

Indessen war in der Hauptstadt des neuerworbenen Königreichs Gallizien die feierliche Huldigung für Maria Theresia vollzogen worden. Joseph säumte nicht diese Provinz zu besuchen. Er ging im Jahr 1773 über Ungarn und Siebenbürgen nach Gallizien. Die Generale Loudon, Pelegrini, und Nostitz waren dießmahl seine Begleiter. Sie durchwanderten zu Pferde unter allen Abwechselungen der Witterung mit der ermüdensten Anstrengung die ganze unwegsame nördliche Gränze dieses Landes, von Kaminiek bis Krakau. — Auf diesem Zuge widerfuhr ihnen, daß sie einst in einem jüdischen

Dor=

Dorfe ganz und gar nichts genießbares antrafen, dessen sie doch durch die Strapazen der Reise entkräftet, höchst benöthiget waren. Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Jeder versprach in einer bestimmten Zeit eine von ihm selbst zubereitete Speise auf den Tisch zu bringen. Sie zerstreuten sich nun im Dorfe. Jeder suchte etwas aufzutreiben, Eyer, Brod, Obst, Butter ꝛc. Im verabredeten Moment ward servirt. Der Kaiser ging mit seiner Schüssel voran. Die drei Helden folgten jeder mit der seinigen.

Nicht mehr als vier Schüsseln! — und doch ein wahrhaft kaiserliches Mittagmahl.

VI.

Verbesserung des Kriegswesens. — Jährliche Uibungslager. — Eröffnung des Augartens und des Praters. — Joseph übernimmt die Deutsche Schaubühne.

Bald nach dem Hubertsburger Frieden wurde der gegenwärtige Feldmarschall, Graf Moriz von Lascy, Josephs Lehrer in der Taktik; und nachdem Maria Theresia ihrem grossen Sohne die Leitung des ganzen Kriegswesens übergeben hatte, gewann dieses gleichsam die Gestalt einer neuen Schöpfung. Im Vergleich mit dem, was die Armeen noch in den Zeiten des Feldmarschalls Khevenhüller, selbst des Feldmarschalls Dann waren, haben sie sich seitdem auf einen weit höheren Grad von Vollkommenheit geschwungen. Die Kriegskanzley, die Oekonomie, die Rüstung, das Manoeuvre, haben auffallende Verbesserungen erhalten.

Ei-

Eine Anstalt, welche vorzüglich dazu beitragen muß, ein Kriegsheer in Athem zu erhalten, sind die jährlichen Uibungslager. Joseph sezte fünf derselben für immer fest: eines bei Minkendorf, ein Paar Meilen von Wien, von ungefähr 14000 Mann: das andere bei Pettau in Steyermark, von 20000 Mann; das dritte bei Pest, von etwa 50000 Mann; das vierte in Mähren, von 30000 Mann; das fünfte bei Prag, von 60000 Mann. Sie versammelten sich im August, September und Oktober; machten einige Tage hindurch kleinere Uibungen, und die lezten drei Tage stäts grosse Manoeuvres. Joseph besuchte sie jährlich alle, eines nach dem andern; und theilte dabei entweder Beifall und Belohnungen, oder Tadel und Strafen aus.

Mit Ende Oktobers werden alle militarische Rechnungen geschlossen, und mit dem Monat November neu angefangen. Dieß ist das im östereichischen Staate eingeführte Militärjahr.

Seit dem J. 1773 hatte sich Joseph meistens mit innländischen Geschäften, und mit dem Kriegswesen abgegeben.

Als er im J. 1776 im Lager bei Prag war, kam die Armee während ihrer Uibungen auch in die Gegend, wo am 6 May 1757 Schwerin fiel. Auf der Stelle, wo dieser Held von fünf östereichischen Kartätschenkugeln durchbohrt, mit der Fahne seines Regiments in der Hand vom Pferde stürzte, steht jetzt ein Baum. Bei diesem Baume zogen sechs Bataillons Grenadiere vorbei. Im Augenblicke sprengt Joseph hinzu, ruft: Halt! kommandirt ein Quarree, tritt in die Mitte desselben, befiehlt ein dreimaliges Salve, nimmt bei jedem den Hut vom Haupte, und opfert auf diese feierliche Art dem Heldenschatten Schwerins.

Jeder Grenadier, der in jener Pragerschlacht mitgefochten hatte, und sich jezt gegenwärtig befand, erhielt ein Geschenk von einigen Dukaten und die ganze Armee doppelte Löhnung.

Der

Der Prinz von Sachsen-Koburg erhielt bei diesem Lager vorzüglich den Beifall des Kaisers; und dieser hatte im Jahre 1789 noch das Vergnügen, durch den bei Martinestie über den Großvezir erhaltenen Sieg den Beweis zu erleben, daß Koburg den Beifall seines Monarchen verdiente.

In Wien hatte sich Joseph durch seine Popularität, Gerechtigkeitsliebe, Freygebigkeit, durch Theilnahme bei öffentlichen und privat Unglücksfällen, die höchste Achtung und Liebe des Volks erworben. Wollte ich über dieses Fach Anekdoten sammeln, so könnte ich deren zu Hunderten erzählen.

Er ließ es sich besonders angelegen seyn, die öffentlichen Vergnügungen des Publikums zu befördern, auch ganz neue Anstalten zu dieser Absicht anzulegen.

Die Esplanade um die Stadt, welche ein wüster Platz, voll Schlam und Unrath war, ließ er reinigen, darauf Chausseen für die Wägen, und erhabene Fußsteige für das Volk anlegen, auch sie einige Jah-

re nachher mit Laternen und Baumalleen besetzen.

Den Augarten, welcher bisher bloß zu einer Remise für die Kaiserlichen Jagdzüge und Fuhrwerke gedient hatte, ließ er verschönern, erweitern, zur Ergötzung des Publikums eröfnen, und ober den Eingang die erhabene Inschrift setzen: „Allen Menschen „gewidmeter Belustigungsort, von ihrem „Schäzer.“.... Zu gleichem Entzwecke bestimmte er den Prater, den man nun das ganze Jahr hindurch geniessen konnte, da er ehmals nur durch drei Monathe und für die herrschaftlichen Kutschen allein offen stand.

Auch das deutsche Schauspiel nahm er um diese Zeit in seinen Schutz, und auf seine Rechnung, weil schon mehrere Privatpächter desselben zu Grunde gegangen waren, und das Publikum befürchten mußte, gar kein regelmäßiges Theater zu haben.

VII.

Josephs Reise nach Frankreich. — Aufenthalt und Beschäftigung in Paris.

Frankreich, die älteste Monarchie in Europa; schon seit Jahrhunderten hoch kultivirt; reich an glänzenden und nützlichen Instituten; berühmt durch Industrie, Handel, Fabriken, Künste, Gelehrsamkeit; noch vor kurzem im Besitze der ersten politischen Rolle auf unserm Erdkreise; für den größten Theil von Europa Muster uud Tongeber in Sitten, Moden, Witz und Galanterie; dritthalbhundert Jahre lang der thätigste Feind Oestreichs, nun brüderlich mit ihm verbunden, durch Bande des Bluts und der Politik. — Dieses Land mußte bei einen Manne, der nach Kenntniß wichtiger Staaten dürstete, unfehlbar den Wunsch erregen, es persönlich zu sehen, und bis auf einen gewissen Grad zu studieren.

Nichts war also natürlicher, als Josephs Endschluß, eine Reise nach Frankreich zu thun. Er nahm den Titel: Graf von Falkenstein an, um sein beliebtes Inkognito leichter zu behalten, und ging am 1 April 1777 in Begleitung der Grafen Colloredo und Cobenzel mit einem mäßigem Gefolge aus Wien ab.

In Stuttgard besuchte er die militär Akademie. In Kehl besah er die verfallenen Werker dieser sogenannten Reichsfestung; in Straßburg das Grabmahl des Marschalls von Sachsen.

„Ich fürchte den Regen nicht," sagte er auf der Parade zu Metz, als ihm ein freundlicher Offizier seinen Regenschirm anboth; und sogleich verschwanden alle diese seidenen Dächer, welche die Söhne des Mavors über ihre niedlichen Frisuren ausgespannt hatten.

Am 18 April traf er in Paris ein, und stieg im Hause seines Bothschafters des Grafen Mercy ab, bezog aber nachher eine Wohnung im Hotel de Treville. Der k. k. Ge-

sandte in London, Graf Belgiojoso, war eben-
falls dahin gekommen.

Tags darauf überraschte er die Königin,
seine Schwester, welche ihn als einen Gra-
fen von Falkenstein dem Könige, und den
übrigen Personen vom königlichen Hause vor-
stellte.

Nachdem Joseph die Grafen Maurepas,
Vergennes, und die übrigen Minister vom
ersten Range besucht hatte, machte er sich's
zum Zweck, alles dasjenige mit Aufmerksam-
keit zu besehen, was Paris für einen Lan-
desbeherrscher und Staatsmann wichtiges auf-
zuweisen hat. — Die Vergnügungen dieses
Mittelpunktes aller Unterhaltungskünste wa-
ren für ihn nur Nebensache.

Er besuchte das grosse Invalidenhaus,
und sprach so vortheilhaft davon, daß auch
Ludwig sich entschloß, es zu sehen. . . .
Im Hotel-Dieu beobachtete er die Zimmer,
mit Kranken und Sterbenden angefüllt, die
Speisen, die Wartung ꝛc. und verließ es mit
einem Geschenke von 48000 Livres. — Das

von ihm nachher in Wien errichtete grosse Krankenhaus beweist, daß er das Fehlerhafte im Hotel Dieu wohl bemerkt hatte.

Er besuchte die Gerichtshöfe, und hörte die Advokaten nach französischer Sitte, ihre Prozesse mündlich führen. — In der Manufaktur der Gobelins ließ er sich die ganze Manipulation, und alle dazu gehörige Werkzeuge bis auf die geringste Kleinigkeit vorweisen und erklären. . . . Die Schule des Abt L'Epee für Taubstumme erregte besonders seine Theilnahme. Er beschenkte den Lehrer mit einer Dose, und die Schüler mit 50 Louisd'or. — Man weiß, welche Folge der Besuch dieses Instituts für Wien hatte.

„Hier sind die Könige von Frankreich „eben das, was bei den Kapuzinern in Wien „die Kaiser sind" rief er in der Abtey St. Denis bei Ansicht der königlichen Grabmäler. — Auch Türrenne's Schatten sah ihn mit Hochachtung vor seinem Monumente stehen.

Nach dem Besuche des königlichen botanischen Gartens und des grossen Naturalien-

kabinets, war einer bei H. Büffon ganz natürlich, da beide Anstalten ihren größten Glanz diesem Naturforscher verdanken.

In der Akademie der Schönen Wissenschaften, und in der Französischen Akademie wohnte er überall einer Sitzung bei. In der letzten sprach er lange mit d'Alembert, dem er viel verbindliches über seine eigene Person, und über König Friedrich sagte. D'Alembert schrieb dieses dem König, welcher darauf antwortete: „Ich begreife wohl, daß sich Frank- „reich jezt bloß mit dem Grafen von Fal- „kenstein beschäftiget, und wundere mich gar „nicht, daß er in Paris so viel Beyfall fin- „det. Er hat viel Geist, ist sehr gesellig, „und zeigt grosse Begierde nach neuen Kennt- „nißen; darum achtet er nicht auf Kleinigkei- „ten, sondern beschäftigt sich bloß mit Ge- „genständen, welche für die Staatsverwal- „tung wichtig sind." *) — Außer Büffon und

*) Briefe an d'Alembert XI. B.

und d'Alembert und Rousseau, besuchte Joseph keinen Gelehrten. „Vermuthlich, „weil man sie ganz in ihren Schriften findet" sagte Mercier bei dieser Gelegenheit.

Oeffentliche Gebäude, Denkmäler, Anstalten zur Sicherheit, zum Nutzen, und zur Bequemlichkeit für das Publikum, Bibliotheken, Sammlungen, Brücken, Plätze, Fabriken, Künstler und ihre Werkstätten; alle diese waren der tägliche Gegenstand seiner Besuche, seiner Aufmerksamkeit, auch hie und da seiner großmüthigen Freygebigkeit.

Zur Erhohlung gieng er auf die Spazierplätze, in Gesellschaften, Konzerte, und besonders in das Schauspiel. Bei seiner ersten Erscheinung daselbst wurde eben die Oper Iphigenie von Gluck gegeben. Bei dem Chor: chantons, celebrons notre Reine! *) entstand ein allgemeines Händeklatschen, das der Kaiser eifrig mitmachte. Es lebe die Königinn! es lebe der Kaiser! ertönte es aus al-

*) Laßt uns unsere Königinn besingen und preisen.

allen Ecken. Antoinette ergrif nun den Bruder bei der Hand, zeigte ihn aus ihrer Loge dem Volk; und Thränen der Freude begleiteten diesen Auftritt. Von diesem Tage an war das Schauspielhaus immer gedrängt voll.

Joseph speißte oft mit der königlichen Familie, manchmal mit der Königinn ganz allein. Er verschafte den Parisern den ungewohnten Anblick, ihren König, ohne alles etikettemäßige Geleite von Wachen und Hofleuten, bloß in Gesellschaft seiner Gemahlinn und seines Schwagers auf den Promenaden zu sehen.

Sein Inkognito gewährte ihm manchen lustigen, manchen vergnügten und rührenden Auftritt. Er durchwanderte unbekannt Strassen und Pläze, ging in Kaffeehäuser, fuhr in gemeinen Miethwägen, besprach sich mit Menschen aus allen Ständen. Geschenke auf eine gute Art angebracht, verriethen oft plözlich beim Abschied den leutseligen Fremdling.

In der Nacht vom 30 auf den 31 May verließ er das über ihn entzükte Paris.

VIII.

Fortsetzung der Reise durch das nördliche und südliche Frankreich. — Uibergang nach Spanien.

Der Zweck dieser Reise brachte es schon von selbst mit sich, daß sie Joseph nicht bloß auf den Besuch der Hauptstadt von Frankreich einschränkte.

Er ging über Caen, Rouen, St. Malo, Brest und Rochefort nach Bourdeaux. An allen diesen Orten verbath er sich ausdrücklich und sehr ernstlich alle öffentlichen Ehrenbezeugungen, alle Feste und Lustbarkeiten, die man für ihn veranstalten wollte. Sein Augenmerk war hier bloß auf Handel und Schiffahrt gerichtet. Darum besah er eigentlich nur Manufakturen und Fabriken, Brücken und Kanäle; unterhielt sich mit Kaufleuten, welche Kenntniß vom Kommerz im Grossen besassen; untersuchte die Häfen, die Dämme,

die

die Rheeden, die Schifswerfte, und Arsenale, die Schulen für Seeleute ꝛc. — Er wurde einige mahl gezwungen, auf die Einladungen der Gouverneurs, Kommandanten, des Adels, zu Bällen, Feuerwerken, Assembleen, Konzerten, Schauspielen ꝛc. rundweg zu erklären: „Er sey nicht nach Frankreich gekom„men, um zu tanzen; sondern um Kenntniße „zu sammeln. *) Wenn man ihn nicht er„laube, gänzlich Inkognito zu seyn, so müße „er wieder abreisen.“**) — „Besuche seyn gar „nicht für die Absicht seiner Reise. — Die „Zeit sey ihm hier zu kostbar, um sie auf „Schauspiele zu verwenden.“ ***)

Plötzlich faßte er in Bourdeaux den Endschluß, bis in das Königreich Spanien zu gehen, das einst mit Oestreich vereint gewesen, und um dessen Besiß seine Großväter, Leopold, Joseph I. und Karl VI. noch in diesem Jahrhundert so eifrig gefochten hatten.

Er

*) Zu Brest.
**) Zu Rochefort.
***) Zu Bourdeaux.

Er reiste also von Bourdeaux nach der französischen Gränzfestung Bayonne, und dann über die Pyrenäen nach Fuentarabia und St. Sebastian in der spanischen Provinz Biskaya.

Auf den Pyrenäen besah er die Marmorbrüche, die durch Felsen gesprengten Strassen, die Anstalten, wodurch man ungeheure Bäume zu Masten und zum Schifbau überhaupt aus dem hohen Gebürge in die Niederlagen nach Bayonne bringt. Auf diesem Wege nach Spanien war der durch die nachher erfolgte Belagerung von Gibraltar berühmt gewordene Dúc de Crillon sein Begleiter.

In St. Sebastian besuchte er die Cacao- und Eisenmagazine, besah die Festung, wohnte einem Manoeuvre der Garnison bei, schickte einen Kurier nach Madrid, und wendete sich nun gegen das südliche Frankreich.

Hier waren die Gegenstände seines Forschgeistes hauptsächlich Marseille, Toulon und Lyon; Städte durch Handel, Schiffarth, Fabriken, Industrie und Reichthum weit berühmt.

Auch

Auch entging keiner ihrer Vorzüge, keiner ihrer Erwerbszweige seiner Scharfsichtigkeit. Er besuchte wieder Werkstätte und Kaufleute; ließ sich vom festen Lande auf die Hierischen Inseln übersetzen, und sah auf einem Schiffe dem Fischfang auf der See zu.

Von Lyon ging er nach Genf. Der Weg führte ihn durch das Ländchen Gex, nahe am Schloße zu Ferney vorbei. Jedermann erwartete, daß er Voltairen besuchen würde, und der Philosoph war selbst darauf gefaßt. Indessen that es Joseph nicht, ohne daß man jemahls den wahren Grund dieses Kaltsinnes erfahren konnte.

In Genf besuchte er den Physiker Saussüre, in Bern den Arzt Haller. *) Bei Schaf-

*) Der in seinen Gedichten; über Vernunft, Aberglauben, und Unglauben; über die Falschheit menschlicher Tugenden ꝛc. nicht minder starke Wahrheiten sagt, als Voltaire irgendwo. — Nach Hallers Tod kaufte Joseph dessen Bibliothek, und schenkte sie der Universität zu Pavia.

Schafhausen besah er den Rheinfall, und schrieb seinen Nahmen an die Felsenwand. — Von da ging er über Kostanz nach Freyburg in Breisgau, ließ sich dann über den Rhein setzen, besuchte die französischen Festungen Neu-Breysach, und Hünningen, sah die Garnisonen derselben exerciren, und setzte seine Reise über Bregenz, und Innsbruck nach Wien fort, wo er am 1 August im besten Wohlseyn eintraf.

X.

Tod des Churfürsten von Bayern. — Ausbruch des Krieges. — unüberwindliches Lager Josephs. — Sonderbarer Schritt der Kaiserinn Theresia.

Kaum war Joseph wieder in seiner Residenzstadt angelangt; hatte kaum den Fa-

den der inländischen Staatsgeschäfte wieder ergriffen, als sich plötzlich ein Fall äußerte, der seine schnelle Thätigkeit aufforderte, und ganz Deutschland, wo nicht gar Europa in Flammen zu setzen drohte.

Maximilian Joseph, Churfürst von Bayern, starb am 30 December 1777, und mit ihm erlosch der Wilhelmische Mannsstamm.

Der Churfürst von der Pfalz wollte als nächster Agnat von allen Ländereyen des Verstorbenen Besitz nehmen. Oestreich aber machte seiner Seits Ansprüche an die Länder des Herzogs Johann von Straubingen, und auf die böhmischen Lehen: und der Kaiser zog verschiedene Herrschaften Bayerns als ledig gewordene Reichslehen ein. Am 3 Januar ward darüber ein gütlicher Vergleich zwischen Oestreich und Pfalz unterzeichnet. Wenige Tage darauf zog eine kleine Oestreichische Armee nach Bayern, und besetzte alle jene Distrikte, welche vermöge der vorgelegten Ansprüche, und in Kraft des geschlossenen

Vergleichs an Oestreich und den Kaiser fallen sollten. — Dazu wollte man noch die Einwilligung des Herzogs von Zweybrüken, als natürlichen Erben nach des Churfürsten Tode. Er bezeigte sich auch nicht abgeneigt; allein der vom König von Preussen an ihn abgeschickte Graf von Görz bewirkte, daß er plötzlich die Verhandlung abbrach, von München abreiste, auf dem Reichstage zu Regensburg gegen den vom Churfürsten geschlossenen Vergleich protestirte, und die gewährleistende Mächte des westphälischen Friedens, auch den König von Preussen, um Schutz und Hülfe anging.

Sachsen und Mecklenburg, welche ebenfalls Ansprüche auf einige Theile der bayerschen Erbschaft machten, thaten ein gleiches.

Preussen nahm dieses Vermittlungsgeschäft willig an, obschon der König einige Zeit vorher zweien kaiserlichen Gesandten, auf ihre Insinuation von Oestreichs Ansprüchen auf Baiern, sehr günstige Antworten ertheilt hatte. Man begann von beiden Seiten mit

Schrif-

Schriften, mit Beweisen und Darstellungen. Weil aber wohl vorzusehen war, daß es vom Federkriege zu einem andern kommen würde, so rüsteten sich beide Theile an den Gränzen zum Streite.

Der König von Preussen formirte zwei Armeen, eine in Schlesien, die er in eigner Person anführen würde; die andere in der Mark, unter dem Kommando des Prinzen Heinrich, welche durch Sachsen gehen, sich dort mit den sächsischen Truppen vereinigen, und dann in Böhmen einrücken sollte.

Die östreichischen Truppen formirten ebenfalls zwei grosse Armeen; eine in Böhmen an der schlesischen Gränze; die andere in eben dieser Provinz an der Iser. Ein kleineres Korps blieb in Mähren bei Heidepiltsch, und ein anderes dicht an der Gränze von Sachsen. Königgrätz und Eger wurden befestiget.

Der König traf am 6 April bei seiner Armee in Schlesien ein.

Joseph, der nun zum erstenmahl die schon seit so vielen Jahren unter seiner Leitung stehenden östreichischen Truppen gegen den Feind führen sollte, ging ebenfalls zu Anfang des Aprils aus Wien ab, und kam in Begleitung des Feldmarschalls Lascy am 20 dieses Monats bei der um Königgrätz versammelten Hauptarmee an, über die er das Kommando in eigener Person übernahm. Lascy und Hadik waren ihm zur Seite. . . . Das Kommando der zweiten Armee bekam London. Das Korps in Mähren befehligte der Herzog Albert, jenes an der sächsischen Gränze der Fürst Lichtenstein.

Indessen dauerten die Unterhandlungen zwischen Wien, Berlin, München und Regensburg noch immer fort. Es entstand sogar eine eigenhändige besondere Korrespondenz zwischen Joseph und Fridrich; allein die Sache war schon zu weit gediehen. Mit Einmal wurden alle weitere Verhandlungen abgebrochen, und am 5 Julius drang der König Fridrich mit seiner Armee durch die

Grafschaft Glaz, auf der Strasse von Nachod in Böhmen ein.

Dieser feindlichen Armee stand das Heer des Kaisers entgegen. Loudon stellte sich gegen die durch Sachsen heranziehende Armee des Prinzen Heinrich, welche am 11 Julius bei Dresden angelangt war, und sich daselbst mit den sächsischen Truppen von etwa 22000 Mann vereiniget hatte.

König Fridrich trug dießmal einen gar sonderbaren Operationsplan in seinem Kopfe, wenn es Ernst ist, wie er denselben in seinen hinterlassenen Schriften angiebt *). „Der Kö„nig wollte den Krieg nach Mähren ziehen, „ein Korps von etwa 20000 Mann zurück„lassen, um Glaz und die Pässe bei Lands„hut zu decken; den Posten bei Heidepiltsch „umgehen, den Oestreichern ein Treffen zu „liefern, und wenn es gut ausfiel ein Deta„schement von 20000 Mann über die Mo„rava gerade nach Presburg schicken, welches

 „die

*) V. B. S. 235. u. f.

„die dortige Donaubrücke besetzen, die aus „Ungarn zur Armee gehenden Transporte von „Lebensmitteln abschneiden, und bis an die „Thore von Wien streifen sollte. Dadurch „wurde Oestreich genöthiget, einen Theil sei„ner Truppen zur Bedeckung der Hauptstadt „zurück über die Donau zu ziehn; die Ar„meen in Böhmen wurden folglich sehr ge„schwächt, und Prinz Heinrich hatte dann „freye Hand, nach Belieben daselbst zu operiren.

Aus diesem gefährlichen Plan ward nichts. Der Kaiser ließ nur ein kleines Korps in Mähren, und verstärkte seine Armee in Böhmen bis auf 80000 Mann. Um Schlesien nicht bloß zu geben, mußte der König hier seine Macht entgegenstellen. Darum rückte er am 5 Jul. in Böhmen ein, und that am 7 einen grossen Rekognoscirungsritt, um zu sehen, wie die Armee anzugreifen, zurück zu drängen, und der Auftritt zu wiederhohlen wäre, den er 1741 und 1757 in diesem Lande gespielt hatte.

Gegen sein Erwarten fand er jetzt Josephs Heer am Ufer der Elbe in einer gänzlich unangreifbaren Stellung.

Seine eigenen Worte mögen uns den Begrif von diesem Lager geben. *) „Königs„gräz war so befestiget, daß es wenigstens „eine Belagerung von einigen Wochen aus„halten konnte. An diese Stadt lehnte sich „der rechte Flügel des östreichischen Lagers. „Jenseits der Elbe und nahe an Königsgräz „kampirte ein Korps Grenadiers und etwas „Kavallerie, in Werkern, welche mehr einer „befestigten Stadt, als einem verschanzten „Lager glichen. Von Semoniz bis Schurz „stand ein anderes Korps von etwa 30000 „Mann, durch 8 Fuß tiefe und 16 Fuß „breite Gräben gedeckt, die noch über das „mit Pallisaden und spanischen Reitern ge„schützt waren, und wodurch die einzelnen „Werker mit einander in Verbindung gesetzt

*) Hinterlassene Schriften V. B. S. 238.

„wurden. Weiterhin erhob sich die Anhöhe „von Kukus, die über Königssaal bis nach „Arnau immer höher wird, von wo diese „Bergkette bis gegen Hohenelbe hinauflauft, „und sich dann daselbst mit dem Riesengebir= „ge vereiniget. Alle Uibergänge über die „Elbe waren mit dreifachen Redouten gedeckt. „Auf den Bergen hatten die Feinde Verhaue „gemacht, und hinter diesen standen 40 Ba= „taillons in Reserve, um jede Stelle zu un= „terstützen, wo die Preussen allenfalls ver= „wegen genug wären, anzugreifen, voraus= „gesetzt, daß es möglich gewesen wäre, nach „und nach die vielen Redouten und Schan= „zen zu bestürmen, welche mit 1500 Kano= „nen besezt waren. Uiberdas sind die Ufer „der Elbe von Jaromirs an bis in das hohe „Gebirge, so steil und felsicht, daß es ganz „und gar unmöglich war, den Uibergang zu „versuchen."

Was mit Gewalt nicht zu thun war, das wollte der König durch Schlauheit und List erreichen, wie er es selbst sagt. Er un=

ter=

ternahm verschiedene Bewegungen, Rekognoscirungen, Fouragirungen, scharmuzirte mit den Vorposten. 2c. 2c., um eine Lücke auszufinden, das östreichische Heer zu trennen, oder in dasselbe einzudringen. Alles half Nichts. Joseph stand mit seinen tapferen Kriegern unerschüttert und unbezwingbar gegen alle Anschläge. Fridrich sann also auf neue Mittel seinen Zweck zu erreichen.

Indessen that Maria Theresia, welche von diesem Kriege sehr gefährliche Folgen besorgte, einen unerwarteten und den Absichten Joseps gerade entgegengesetzten Schritt. Am 16 Julius kam der Freiherr von Thugut, mit Briefen vom Fürsten Gallizin, und der Kaiserin Theresia an König Fridrich, im preussischen Lager an. In dem Briefe der Kaiserin waren unter andern folgende Stellen. „Mit äußerstem Abneigen seh ich den „Ausbruch eines neuen Krieges. Mein Al„ter und meine Neigung zum Frieden sind „jedermann bekannt, und der ächteste Be„weis davon ist der Schritt, den ich itzt

thue:

„thue: er geschieht ohne Vorwissen des Kai„sers meines Sohnes, und ich begehre, daß „ihn auch der König vor aller Welt geheim „halte, was immer die Wirkung davon seyn „mag. Ich will die zu meinem Leidwesen „abgebrochenen Unterhandlungen wieder an„fangen. — Ich werde nach der Abreise des „Thugut einen eigenen Kourrier an den Kai„ser senden, um vielleicht dadurch zu verhin„dern, daß nicht einige übereilte Schrite „geschehen.“ *)

Als man dem Kaiser Joseph diese ohne sein Vorwissen angefangene Unterhandlung meldete, war er ganz natürlich darüber unzufrieden. Er wollte den Krieg auf eine ehrenvolle Art fortsezen, seine Mutter wollte Frieden. Dieses Mißverständniß hatte einen nachtheiligen Einfluß auf das Benehmen der Generale, auf die Operationen der Armeen. Für Preussen war es desto vortheilhafter.

Kö-

*) Hinterlassene Schriften Fridrichs V. B. S. 317.

König Fridrich hörte die Vorschläge des B. v. Thugut an, verwarf sie, schickte ihn mit neuen von ihm selbst entworfenen nach Wien zurück; hörte ihn zum zweitenmal an, und beschied ihn endlich nach Braunau, wo er mit Finkenstein und Herzberg unterhandeln sollte.

Während dieser Geschäfte sezte der König seine Versuche gegen das Lager des Kaisers fort. Er wollte ihn nun zwingen seine Macht zu schwächen, um ihn dann leichter angreifen zu können. Darum schickte er seine Generale Werner und Stutterheim mit überlegenen Truppen gegen die östreichischen Generale Elrichshausen und Botta in Mähren, damit Joseph zu deren Rettung Truppen aus seinem Lager bei Königsgräz senden sollte.... Darum befahl er seinem Bruder Heinrich, der schon auf der linken Seite der Elbe in Böhmen eingedrungen war, sich durch Sachsen zurück zu ziehen, und durch die Lausiz gegen Loudon herauszubrechen. Der gegen Heinrich an Truppenzahl zu schwache Loudon müßte

dann

dann entweder aus Josephs Lager verstärkt werden, oder tiefer in das Land hinein zurückweichen.

Joseph sandte weder zur Armee in Mähren, noch zur Armee Loudons aus seinem Lager Truppen ab, blieb also ungeschwächt, folglich noch immer unangreiflich. Die Armee in Mähren hielt ihren Gegnern tapfer Stand, und sezte dem Vordringen derselben Gränzen. Loudon zog sich zwar beim ersten ungestümmen Einbruch der Heinrichschen Armee über Rumburg etwas zurück, setzte sich aber hinter der Iser eben so vortheilhaft, wie der Kaiser an der Elbe.

Nun machte Fridrich einen neuen Anschlag. Sein Bruder Heinrich sollte sich mit ihm vereinigen. Darum mußten die in Sachsen stehen gebliebenen Generale Platten und Möllendorf auf Prag losgehen, in der Hofnung, Loudon würde der Stadt zu Hülfe eilen; und in dessen Abwesenheit sollten Fridrich und Heinrich bei Arnau zusammenstossen.

Alle

Alle diese Plane wurden samt und sonders vereitelt. Loudon ließ den Platen Prag bedrohen, und blieb auf seiner gutgewählten Stelle. Platen ging also wieder zurück. Der König versuchte noch zweimal, bei Arnau und Hohenelbe sein Vorhaben auszuführen: umsonst. Als nun beide Brüder sahen, daß sie sich weder vereinigen, noch tiefer in Böhmen eindringen konnten, saugten sie den Strich Landes vollends aus, auf dem ihre Armeen standen, und gingen endlich unverrichteter Sachen in die Winterquartiere, Heinrich zu seinen Allirten nach Sachsen: Fridrich in sein eigenes Schlesien. Als Wiedervergeltung für das mishandelte Böhmen streiften östreichische Truppen in das sächsische Erzgebürge und trieben grosse Kontributionen ein.

XI.

XI.

Kleiner Krieg. — Friede zu Teschen. — Josephs Betragen im Felde.

In Absicht auf den kleinen Krieg war dieser Winter von 1778 auf 1779 eine vortreffliche Schule. Es setzte häufige Scharmützel, Postengefechte, Uiberfälle, in Böhmen, in der Grafschaft Glaz, in Oberschlesien ꝛc. Man hob von beiden Seiten Vorposten auf, nahm Fahnen weg, machte Gefangene, allarmirte die Gränzen, selbst in den rauhesten Wintertagen. Allein mit allem diesem geschah nichts entscheidendes.... Wurmser, Kleebeck, Staader, Löwenehr, Kinsky, Nauendorf, Terzi, Brechainville, Staray, Wallisch, Messaros, Peharnik ꝛc. zeichneten sich bei diesen Unternehmungen aus. Wir werden die meisten dieser tapferen Männer zehn Jahre später wieder mit gleichem Ruhme auftreten sehen.

Wäh=

Während dieser kleinen Fehden arbeitete man in den Kabinetten eifrig am Frieden. Maria Theresia erwählte Frankreich zum Mittler. Der König von Preussen, welcher damals mit Rußland allirt war, und an dem Grafen Panin eine mächtige Stütze in Petersburg hatte, foderte seine Bundsgenossen zur traktatmäßigen Hilfe, oder zur friedlichen Vermittlung auf. Er konnte den Gedanken nicht fahren lassen, dem Hause Oestreich böse Händel in Ungarn zu stiften. „Darum that „er dem Petersburger Hof den Vorschlag, im „Frühjahre 1779 mit einem Korps Russen „durch Gallizien in Ungarn einzudringen, wo „dann alle der griechischen Religion zugethanene östreichische Unterthanen in Kroatien, „Ungarn, Siebenbürgen, Banat, rebelliren „sollten. Er both sich sogar an, ein Korps „von seinen eigenen Truppen zu den Russen „zu geben, und die Plünderung dieser Pro„vinzen den Russen allein zu überlassen." *)

Die.

*) Dieß sind Fridrichs eigene Worte in seinen hinterlassenen Schriften. V. B. S. 270.

Dieser Vorschlag wurde verworfen; dagegen kam Fürst Repnin als Vermittler in Schlesien an.

Am 10 März 1779 versammelten sich die bevollmächtigten Minister der streitenden und vermittelnden Mächte in Teschen; und am 13 May wurde der Friede unterzeichnet. Oestreich erhielt dadurch jenen Theil von Ober-Bayern, welcher zwischen dem Inn, der Salza, und der Donau liegt; Preussen das Recht, Bayreuth und Anspach mit der Primogenitur zu vereinigen; Sachsen 6000000 Gulden; Meklenburg das jus de non appellando. Joseph, als Kaiser, bestätigte diesen Frieden erst in dem darauf folgenden Jahre.

Der an Oestreich gefallene Distrikt von ungefähr 34 Quadrat-Meilen wurde unter dem Namen Innviertel mit dem Lande ob der Enns vereiniget.

er

* * *

Der Engelländer Lloyd sagt in seiner Abhandlung über die Kriegskunst: „Dieser „Krieg sey für den Kaiser eben so rühmlich, „als für die Preussen unrühmlich ausgefallen.“

Kaiser Joseph hatte schon vor der Entstehung dieser Fehde die zusammenhängenden Provinzen seines Staats zu wiederholten malen besucht; hatte dabei seine größte Aufmerksamkeit auf den Kriegsstand verwendet; hatte schon oft die Truppen in den jährlichen Exercierlägern in eigner Person kommandirt. Seine herablassende freundliche Art, seine Freygebigkeit, seine schnelle und strenge Handhabung der Gerechtigkeit, gewannen ihm das Zutrauen und die Anhänglichkeit aller Krieger, besonders des gemeinen Soldaten.

Als nun der Feldzug begann, als jetzt die Bahn geöfnet stand, Muth, Einsicht, Eifer und guten Willen im ernsten Kampfe und unter den Augen des Monarchen zu zei-

gen; da brannte Offizier und Soldat vor Begierde sich auszuzeichnen. . . . Im Lager theilte der Kaiser alles Ungemach, alle Arbeit mit seinem Heere. Er saß Tag und Nacht zu Pferde; kam wenig aus seinen Kleidern; achtete weder Frost noch Hitze; begnügte sich mit gemeiner Nahrung; schlief in Zelten, Scheunen und unter freyem Himmel auf Stroh, auch wohl auf bloßer Erde. . . Er besuchte die Kranken und Verwundeten, sprach ihnen Muth und Trost ein. Er bestrebte sich den Kriegern ihr Schicksal so leicht zu machen, als möglich, und sorgte für alle Bedürfnisse der Armee bis zum Uiberfluß.

Auch war der Eifer unter seinen Fahnen zu dienen, allgemein, besonders bei den Gränztruppen. Es kamen Kroaten nach Böhmen, die schon 60 und 70 Jahre alt waren, und bereits in drei Kriegen gegen Preussen gefochten hatten. . . . Nie ist die Anwerbung der Freykorps so schnell von statten gegangen. Im deutschen Reiche, in Ungarn und Polen drängte man sich zu diesen

sen

sen Schaaren. In wenigen Monathen waren an die zwanzig derselben auf den Beinen.

Von dieser Seite betrachtet, war es wirklich Schade, daß die Gelegenheit so bald verschwand, diesen Muth, und diese Anhänglichkeit der Truppen länger zu benutzen. Unzufrieden über den schnell geendigten Krieg, zogen sie in ihre friedlichen Standquartiere zurück; ungerne giengen die Freykorps auseinander.

XII.

Neue Festungen in Böhmen. — Reise in das Innviertel. — Reise nach Rußland.

Ungeachtet der zwey freundschaftlich scheinenden Besuche, welche Joseph und Friedrich vor wenigen Jahren einander gemacht hatten, war doch der bayersche Erbfolgekrieg ein Beweis, daß es zwischen Oestreich und

Preussen neuerdings zum Streit kommen konnte. Dem Kaiser genügte also nicht, daß er die preußischen Heere dießmal in die Unmöglichkeit gesetzt hatte, Böhmen so zu überschwemmen, wie sie ehedem gethan hatten. Er wollte, daß es ihnen in Zukunft schwer seyn sollte, auch nur über die Gränze zu dringen. Zu diesem Ende mußte das bisher von allen Seiten offen gestandene Böhmen mit Festungen gesichert werden.

In dieser Absicht machte Joseph noch im Herbst 1779 mit sachkündigen Ingenieurs eine Reise nach Böhmen, untersuchte die Gränze von Schlesien, der Lausitz, und Sachsen, und wählte die Stellen, auf denen in der Folge die neuen Festungen Theresienstadt und Pleß gebaut wurden. Königsgräz und Eger, zwar schon feste, wurden jetzt noch wehrhafter gemacht.

Aus Böhmen ging er nach dem Innviertel, um diese für seinen Staat neu gemachte Erwerbung kennen zu lernen.

Im Jahre 1780 unternahm Joseph eine neue Reise, welche in einem grossen Theile von Europa Erstaunen und Bedenklichkeiten gebahr. Er ging nach Rußland. . . .

Am 26 April verließ der Kaiser unter seinem von nun an gewöhnlichen Reisenahmen: Graf von Falkenstein, Wien; ging durch Mähren, Galizien, Polen nach Mohilow, einer Stadt in demjenigen Striche Landes, welcher durch die Theilung von Polen an Rußland gekommen war. Er langte am 2 Junius daselbst an, und zwey Tage später auch die Kaiserin von Rußland. Sie war, dem Anscheine nach dahin gekommen, um diese neue Provinz ihres Reichs in Augenschein zu nehmen.

In einer polnischen provincial Stadt ist für einen Staatsmann wenig zu beobachten. Joseph ließ es sich also wider seine Gewohnheit gefallen, die Zeit auf Konzerte, Opern, Bälle rc. zu verwenden. . . . Am 10 gingen die hohen Reisenden von Mohilow in Gesellschaft zusammen bis nach Smolensk.

 Hier

Hier nahm Katherine den Weg nach Petersburg, Joseph aber nach Moskau, der ehemaligen Residenz der alten rußischen Fürsten. Er besah dort die Kirchen, das Spital, das Findelhaus, den kaiserlichen Garten, das Archiv, die Universität, die Landhäuser einiger Grossen, und was sonst noch in und um Moskau bemerkenswerth ist. Nun eilte er gerade nach Petersburg, wo er am 28 Junius eintraf.

Er verbrachte seine Tage theils in der Stadt selbst, theils auf dem kaiserlichen Lustschlosse Sarskoe-Selo. — Nebst den Merkwürdigkeiten von Petersburg, als da sind die Akademie der Wissenschaften und Künste, das Naturalienkabinet, die Kunstkammer, die Admiralität, die Schiftswerfte, die Münze, der Galeerenhafen 2c. besah Joseph auf einer eigenen Reise auch Schlüsselburg und die Kanäle, welche neben dem See Ladoga angelegt sind. . . Ein andermahl ging er auf einem kaiserlichen Jachtschiffe von Peterhof nach Kronstadt, wo er den Hafen, die Do-

ken

ken, das Seekadettenkorps und alle übrige wichtige Anstalten in Augenschein nahm.

Mit Anfang Augusts war er wieder in Wien. Zwar ist es schon an sich lobenswürdig für einen künftigen Regenten, wenn er der fremden Staaten Verfassungen und Völker so viel kennen lernt, als möglich; wenn er durch Großmuth und Freundlichkeit, bei auswärtigen Monarchen, bei Grossen und Geringen, Hochachtung und Liebe erwirbt. Disen Zweck erreichte Joseph auch auf der gegenwärtigen Reise, in Gegenden, wohin noch nie ein deutscher Kaiser gedrungen war.... Aber bald zeigten sich noch wichtigere Folgen dieser Reise.

XIII.

Theresia stirbt. — Züge aus der Geschichte ihrer Regierung.

Am 29 November 1780 starb nach einer kurzen Krankheit die Kaiserinn Königinn Ma-

ria Theresia *) Josephs Mutter, in den Armen ihres Sohnes.

Schlagt die Jahrbücher der Vorzeit auf, Zeitgenossen dieser erhabenen Fürstin! Seht wie viele Frauen ihr findet, würdig an Theresiens Seite zu glänzen.

Diese grosse Monarchinn, Tochter, Gemahlinn, und Mutter von Kaisern, focht zwei blutige Kriege, jeden von sieben langen Jahren, vermehrte ihre Staaten mit Gallizien und Lodomerien, mit der Bukowina und einem Theile von Bayern. Deutschland erhielt von ihr einen Kaiser und einen Kurfürsten, Frankreich und Neapel Königinnen. Um sich zu überzeugen, was sie für das innere Wohl ihres Staats wirkte, sehe man auf die zwei Gränzpunkte ihrer Regierung. Man vergleiche den Zustand, in welchem sie ihre Erbländer antrat, mit der Verfassung, in welcher sie dieselben hinterließ. . . . Nie stand

ein

*) Sie war am 13 Mai 1717 gebohren.

ein Lobspruch besser an seinem Platze, als jener, den man auf Theresien anwandte:

Sola domum et tantos servavit
Filia natos. *)

Sie errichtete den Staatsrath, eigens für die innländischen Geschäfte; ließ das erste Urbarium über ihre deutschen Provinzen zu Stande bringen; verminderte die übertriebenen Frohndienste in Böhmen, und Oestreich; hob Tortur, Hexenprocesse und Inquisition auf; unterstützte den Ackerbau, die Schafzucht, die Seidenpflege, die Bienenzucht; setzte viele Tausende deutscher Kolonisten im Bannat, und in Gallizien an; geboth, und vermehrte die Soldatenheirathen. . . . Sie ließ Kanäle graben, Strassen anlegen, Flüße schifbar machen; errichtete Fabriken, Jahrmärkte, Stuttereyen, eine Börse; schränkte Auf-

*) Sie allein, die Tochter, erhielt Ihr hohes Haus, und alle ihre erhabenen Sprossen aufrecht.

Aufwand, Spiel und die Verschleppung des Geldes ein; baute mehrere Städte, und neue Dörfer zu Hunderten.

Denkmahle ihrer Sorgfalt für die Bildung der Nationen sind: die Errichtung der Normalschulen, der Schulen für Soldatenkinder, die Erziehungshäuser für Waisen, für bürgerliche und adeliche Mädchen; die Verbesserung der Gymnasien, und Universitäten; die Stiftung von Ritter- und Künstler-Akademien.

Bisthümer neu errichtet; die Vermehrung der geistlichen Güter verbothen; Klöster, geistliche Asyla, Wahlfahrten, überflüßige Feyertage aufgehoben; Toleranz den Juden, Griechen, Protestanten und Unitariern gewährt, beweisen ihre staatsklugen Einsichten über diese Gegenstände.

Das Münzwesen ward durchgängig verbessert, der Bergbau zu grösserer Vollkommenheit gebracht, ganz neue Bergwerke entdeckt, die Ausfuhr und die Verarbeitung der Mineralprodukte ungemein erhöht.

Wenn

Wenn die Justiz nicht allenthalben schlennig genug, und ohne Vorwurf verwaltet wurde, so war es Theresiens Schuld keineswegs.

Auch das Kriegswesen vernachläßigte die heldenmüthige Frau nicht. Sie besuchte vor und nach dem siebenjährigen Kriege öfters die Exercierlager ihrer Truppen. Sie ließ die alten Festungen ausbessern, und baute einige ganz neu. Sie legte Militär-Akademien und Militärschulen an. Unter ihrer Regierung wurde die Gränzmiliz in Kroatien, Slavonien und Siebenbürgen, auf regulären Fuß gesetzt. Unter ihr wurde das Sappeurkorps, das Tschaikisten Regiment und das Pontonier Bataillon errichtet; wurde die Artillerie zur fürchterlichsten unter allen europäischen Heeren emporgehoben. . . . Die Armee, welche 1740 etwa 40000 Mann stark war, zählte vierzig Jahre später gegen 300000 Streiter.

Wackere Patrioten, tapfere und gelehrte Männer, mit Gütern und Ehren zu

lohnen, war ihr die süßeste Pflicht. Darum stiftete und erneuerte sie Ritterorden; darum setzte sie zum Ehrengedächtniß der Kaunitz, Lichtenstein, Daun, Swieten, Stepling, Statuen.

In der Wahl ihrer Minister und Heersführer traf sie meist glücklich. Die Seele aller großen Unternehmungen war ihr Staatskanzler Kaunitz. . . . Genug! Durch Theresia ward Oestreich auf der politischen Stufe, die demselben unter den Mächten gebühret, mehr als jemahls befestiget.

XIV.

Joseph tritt die Regierung an. — Blicke in die Zukunft. — Er ist Selbstherrscher.

Mit dem Augenblicke von Theresiens Tode trat Joseph in den Besitz der Erbländer. Das erste, was er that, sobald er sich von

dem

dem Leichnahm seiner Mutter entfernt hatte, war daß er folgendes Billet eigenhändig an den Staatskanzler Fürsten von Kaunitz schrieb.

„Bisher wußt ich bloß gehorsamer Sohn „zu seyn, und das war beinahe alles, was „ich wußte. Durch den tödtlichen Schlag „seh ich mich nun an der Spitze meiner „Staaten, und mit einer Last beladen, die „ich für meine Kräfte zu schwer erkenne. „Was mich dabei noch tröstet, ist die Ueber„zeugung, daß ich mich durch die Fortsetzung „Ihrer Unterweisungen und Ihres guten „Raths in dieser wichtigen und schweren „Pflicht wesentlich erleichtert finden werde. „Ich sende Ihnen deswegen dieses zu, um „Sie aufs dringendste darum zu ersuchen.“

Seit vielen Jahren bis jetzt war über Joseph nur Eine Stimme gewesen. Das Volk in seinen Erblanden bethete ihn beinahe an. Die Hauptstadt besonders war voll freudiger Erwartung auf seine Regierung. Im deutschen Reiche und in allen Ländern, die er seit einigen Jahren durchreist hatte, be-

glei-

gleitete ihn allenthalben die Hochachtung und Liebe des Publikums. . . . Der Inländische Adel und die Geistlichkeit, glaubten Gründe zu einigem Mistrauen gegen ihn zu haben. . . . Die übrigen europäischen Monarchen sahen in ihm einen feurigen Mann, der zu erschütternden Unternehmungen aufgelegt sey, dessen politische Schritte man also genau beobachten müße.

Es ist auffallend, daß ein Regent, der als Thronfolger von seinem Volke so allgemein geliebt und so sehnlich erwartet wurde, wie Joseph, daß dieser, kurze Zeit nach dem wirklichen Antritt der Regierung, Mißvergnügen und Unzufriedenheit entstehen sehe, welches anfangs unter einzelnen Menschen und Ständen einreißt, aber allmählig beinahe allgemein wird. Indessen ist eben diese auffallende Erscheinung leicht zu erklären. . . . Jeder Landesherr findet sich in der Nothwendigkeit manchen Schritt zu machen, manche Anstalt zu treffen, manchen Ausspruch zu thun, der diesen oder jenen einzelnen Mann,

diesen oder jenen drückt, oder wenigstens zu drücken scheint. Für solche Mißvergnügte ist der Thronfolger gewöhnlich die Person, auf welche man seine Hofnung und Zuflucht baut; von dem man Trost und Erleichterung erwartet: indessen daß alles Gehässige auf die erste Person fällt. Tritt er aber nun selbst die Regierung an, dann wird er die Quelle des Mißvergnügens. . . . Ist es noch überdas gar ein Mann, welcher häufige Reformen vornimmt, welcher mit Strenge auf ungewohnte Thätigkeit und Sparsamkeit dringt, welcher beinahe den ganzen Staat aus seinen alten Fugen hebt: dann ist laute Unzufriedenheit sein unvermeidliches Loos.

Dieß war die Lage des Kaisers Joseph. So lang seine Mutter regierte, spielte er gleichsam die Rolle des Mittlers zwischen ihr und dem Volk. Er hörte die Beschwerden der Klagenden an, versprach Hilfe, tröstete, beschenkte, erwirkte oft Gnade und Gerechtigkeit. . . . Der Tod Theresiens setzte ihn auf den Thron. Jetzt war jene angenehme

Rolle des Trösters und Mittlers zu Ende. Der meist nothwendig unerbittliche Ernst des Regenten trat an ihre Stelle. Der Landesherr mußte Vortheile und Gnadenbezeugungen für einzelne Menschen dem Zusammenhange und dem Wohle des Ganzen aufopfern.

Nicht genug: Joseph hatte durch seine Herablassung, durch seinen Forschgeist, der sich selbst um die weniger bedeutenden Gegenstände des subalternen Dienstes der unteren Hofeinrichtungen, der Privatlebensart der Beamten, Hofleute, Bürger und Bauern bekümmerte, ziemlich genau kennen gelernt, wie läßig und lau bei manchen Stellen die Geschäfte betrieben wurden; wie gröblich seine gute Mutter hie und da hintergangen ward; woher Wohlstand oder Verfall des Bürgers und Landmannes rührte. Allem diesem sollte mit Ernst und Strenge abgeholfen werden, das hatte er längst beschlossen. Er hielt Wort, und machte Unzufriedene zu Tausenden.

Joseph wollte Selbstherrscher werden. Ein Wunder wäre es gewesen, wenn ihn dieser Gedanke nicht angewandelt hätte, zu dem er in der That mehr berechtiget war, als irgend einer seiner Vorfahren, Karl den V. ausgenommen. Er war jetzt im vierzigsten Jahre, gesund und von festem Körper, Gebiether über mehr als 22 Millionen Menschen, und über die schönste Armee in der Welt; besaß Geist und Witz; kannte seine Länder genauer, als irgend einer seiner Beamten; hatte den größten Theil von Europa durchreist, und persönliche Freundschaft mit mächtigen Monarchen gestiftet.

Er schuf sich also ein Kabinet, das er mit einigen Sekretären besetzte, mit denen er vom Morgen bis in die Nacht arbeitete. Auch Sachen von geringer Bedeutung mußten ihm von allen Stellen zur eigenen Entscheidung eingereicht werden. Allen Menschen, von der höchsten Klasse bis zum Bettler, stand den ganzen Tag über der freye Zutritt zu ihm offen.

XV.

Erste Verordnungen. — Reise nach den Niederlanden, nach Holland' nach Frankreich.

Der erste öffentliche Schritt, den der Kaiser schon zu Anfang des Jahrs 1781 that, war die Einführung der sogenannten Konduiten-Listen *) auch bei den Civil-Stellen; bei der Armee waren sie schon seit vielen Jahren im Gange.

Darauf folgte eine neue Vorschrift über die Büchercensur. Sie war nothwendig; denn bis jetzt herschte in den östreichischen Staaten über die Freiheit zu schreiben und zu lesen ein

*) Konduitenliste ist eine tabellarische Uibersicht über eines jeden Beamten Stand, Besoldung, Fähigkeiten, Dienstalter, Fleiß, Kenntniße, Amtsverrichtung, sittliches Betragen ꝛc. Sie wurden alle 6 Monate von dem Präsidenten jeder Stelle an den Kaiser eingegeben.

ein Druck, der für unsere Zeiten mit anderen Ländern gewaltig abstach. Auch war jedermann mit dieser neuen Vorschrift zufrieden: die Tartüffe allein ausgenommen. Es kam darinn auch die Stelle vor: „Kritiken, „wenn es keine Schmähschriften sind, sie „mögen den Landesfürsten, oder den Unter„sten betreffen, sind nicht zu verbieten." Man hat in der Folge häufigen Gebrauch von dieser Stelle gemacht, und der sehr lebhafte Kaiser hielt zu jedermanns Erstaunen mit ausserordentlich großmüthiger Beharrlichkeit darauf.

Nun erschien eine Verordnung, welche für alle Ordensleute männlichen und weiblichen Geschlechts, jede Verbindung, jeden Zusammenhang mit auswärtigen Ordenshäusern, und derselben Vorstehern aufhob; keinen General, kein Ordenskapitel, keinen Oberen ausser den Erblanden weiter erlaubte; alle Reisen und Geldversendungen der östereichischen Mönche nach Rom oder in andere Provinzen, und alle Befehle und Untersuchungen auswärtiger Ordensleute in den östereichischen Län-

dern untersagte. . . . Dieser folgte straks eine andere nach: Alle Bullen, Breven, und andere Verordnungen, sowohl des Pabstes als der ausländischen Bischöfe, deren Kirchsprengel sich bis in die östreichischen Länder erstrecken, konnten nicht mehr publizirt werden, ohne vorher mit dem Placito Regio und Exequatur gestempelt zu seyn.

Das war eine Bombe, in das Vatikan und unter die Ordensgenerale geworfen. Alle Kapuzen kamen in Aufruhr: dieß hieß, ihrer Meynung nach, die Hand an das Rauchfaß legen. Ihr Anhang, die schwachen Männer und andächtigen Weiber, halfen getreulich dazu, das Klagen und Murren allenthalben zu vermehren.

Unter der gutherzigen Maria Theresia existirte eine Kasse, die hieß der Kammerbeutel. Aus diesem Kammerbeutel zogen viele wahrhaft dürftige und wahrhaft verdiente Leute Almosen und Pensionen; noch mehrere aber, die weder auf das eine noch

auf das andere gegründeten Anspruch zu machen hatten. Auch bei den übrigen Pensionsaustheilungen liefen Heuchelei, Bestechung, Fürwort und Hofgunst nur zu oft dem wahren Verdienste den Weg ab. . . . Der Kaiser schnürte den Kammerbeutel ganz zu, und erließ ein Pensionsregulativ, kraft dessen erst 10 Jahre untadelhaft im Dienste zugebracht, ein Drittheil der Besoldung als Pension gewährten. Hatte man zwischen 25 und 40 Jahren gedient, dann erhielt man die Hälfte; nach 40 Jahren aber den ganzen Gehalt. Alle Gnadengelder vom Hofe, die sich nicht auf diese Regeln stützen konnten, wurden ohne Ausnahme eingestellt. Und es entstand ein neues Klaggeschrey, besonders in der Hauptstadt, das zwar zum Theil ungegründet, zum Theil aber auch gegründet war.

Der Kaiser hatte bis jetzt alle seine Provinzen bereiset; die Niederlande allein ausgenommen. Dieser Umstand und andere Gründe, die bald darauf in ihren Folgen

sichtbar wurden, bewogen ihn nun auch dahin zu gehen. Er reiste am 22 Mai 1781 aus Wien ab; und so sahen die Niederländer nach anderthalb Jahrhunderten wieder einen ihrer Beherrscher.

Er nahm den Weg über Dünkirchen, wo er den Hafen und die Schifswerfte besah, nach den östreichischen Niederlanden; erklärte Ostende für einen Freyhafen; besuchte dann alle Provinzen und deren Hauptstädte; nahm alle öffentliche Anstalten und Gebäude in Augenschein; musterte seine Soldaten, und empfahl den Offizieren Gelindigkeit gegen dieselben; leitete mancherley Anstalten ein, die den Handel des Landes mehr emporbringen sollten; ermahnte die Gerichtshöfe, in Verwaltung der Gerechtigkeit eifrig und thätig zu seyn; und erwarb sich durch hundert Züge von Herablassung, Popularität, Freygebigkeit und freundliches Betragen gegen Leute aus den geringsten Ständen, wie gewöhnlich, allgemeine Liebe und Hochachtung.

Aus seinen Niederlanden begab er sich nach Holland, wo die Erscheinung eines deutschen Kaisers eine noch seltnere Sache war. Die Reise ging über Rotterdam, Delft, Haag, Leyden, nach Amsterdam. Er besah in jenen Städten Bibliotheken, Naturalienkabinette, Kunstsammlungen; speiste im Haag bei dem Erbstatthalter, und gab dem verfolgten Herzog Ludwig von Braunschweig auf der öffentlichen Parade Beweise seiner Hochachtung. . . . In Amsterdam besuchte er das ostindische Magazin und dessen Werfte, das Raspelhaus, die Kirchen, Synagogen, Quakerversammlungen, Spitäler, Waisenhäuser, Zuchthäuser, Gemäldesammlungen, und sprach auf dem Rathhause mit den Bürgermeistern nicht als monarchischer Nachbar, sondern als Kosmopolit. . . . Auch besuchte er den berühmten Klifforbischen Garten und das Dorf Saardam, wo weiland der Russische Peter als Zimmergesell am Schifbau gearbeitet hatte.

Von Amsterdam gieng er über Nüremonde, Achen und Limburg nach Spaa.

Dort besuchte er den Prinzen Heinrich von Preußen, speiste mit ihm in Gesellschaft Raynals, wohnte den gewöhnlichen Lustbarkeiten dieses Platzes bei, und ging zurück über Brüßel nach Frankreich. Er hielt sich dießmal nur fünf Tage, theils in Paris, theils in Versailles auf, und verbrachte seine Zeit meistens mit dem König und der Königinn. . . . Die Rückreise machte er über Mümpelgard, und kam in der Mitte des Augusts in Wien an.

Ungeachtet der Kaiser auf einer weiten Reise begriffen war, gingen doch auch in seiner Abwesenheit die inneren Landesreformen unausgesetzt fort. Im Mai 1781 erschien eine neue Gerichts- und Prozeß-Ordnung für die deutschen Provinzen. Sie hat ihre Vertheidiger; aber auch ihre Gegner.

Das alte fromme Vorurtheil, die Todten in den Kirchen, und rings herum, selbst in den volkreichsten Städten zu begraben, war in Wien noch sehr hoch geachtet. Der Kaiser ließ in einer Entfernung vor den

Linien Gründe ankaufen, bestimmt zu Begräbnißplätzen für jedermann ohne Ausnahme; und bald darauf sah man keine Grabstätte mehr in Wien und dessen Vorstädten, die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern ausgenommen.

Die östreichischen Staaten enthalten ungefähr 300000 Juden. Man kennt das Schicksal dieser sonderbaren Menschengattung. Seit der grossen Verfolgung, die zur Zeit der Kreuzzüge über sie erging, lebten sie beinahe allenthalben unter schwerem politischem Druck, den sie aber durch ihr eigennützigês und niederträchtiges Betragen, durch ihre unbeschreibliche Rohheit zu rechtfertigen schienen. Kaiser Joseph machte einen Versuch, diese Leute gleich den übrigen seiner Unterthanen zu bilden. In dieser Absicht ward nun eine Verordnung gegeben, welche den Juden erlaubte, ihre Kinder in alle öffentliche Schulen zu schicken, um sie auch zu öffentlichen Aemtern fähig zu machen; welche ihnen erlaubte, eine Kleidung nach ihrem Gefal-

fallen zu tragen; für ihr Geld zu wohnen, wo sie wollten; mit Fabrikwaren zu handeln und selbst Fabriken anzulegen, auch Landgüter zu pachten. Diese Pachtgüter aber sollten sie nicht mit christlichen Knechten, sondern selbst und mit jüdischen Arbeitern bebauen. Auch ward ihnen befohlen, die Kontrakte, Testamente, Wechselbre e, Handlungsbücher ꝛc. nicht mehr mit hebräischen, sondern mit deutschen Buchstaben zu schreiben, und deutsche Nahmen anzunehmen. . . . In den folgenden Jahren erschienen weitere Verordnungen über dieses Volk, die ihm theils noch mehr Freyheiten gewährten, theils aber auch die aus Mißverstand und Mißdeutung eingerissenen Mißbräuche wieder einschränkten. . . . Zu Ende der Regierung des Kaisers, waren die Juden in diesen Staaten mehr begünstiget, als in irgend einem europäischen Reiche. Sie konnten Staatsgüter ankaufen, erhielten den Adel, und wurden kaiserlich-königliche Räthe.

In Rom verursachte es neuen Verdruß und neue Besorgnisse, daß der Kaiser befahl, die berichtigte Bulle In Cœna Domini aus allen Ritualen heraus zu reissen; daß er allen Klöstern ohne Ausnahme verboth, bis auf weiteren Befehl, Novizen aufzunehmen; daß er verordnete, die Ehedispensationen künftig nicht mehr in Rom, sondern bei den innländischen Bischöfen zu suchen, zugleich auch den Pfarrern scharf verboth, auf keines päbstlichen Nuntius, oder andern, als des ordentlichen Bischofs Dispensation, die ehliche Einsegnung vorzunehmen.

XVI.

Der Kaiser läßt sich weder krönen noch huldigen. — Weitere Reformen. — Hohe Besuche.

Ohne die Beispiele der älteren östreichischen Monarchen anzuführen, weiß man, daß sich Maria Theresia in Presburg und

Prag krönen ließ; daß sie zu Wien, und in Inneröstreich die Huldigungen der Stände annahm.

Nach Josephs Thronbesteigung hofte man eben dieses. Man sprach besonders von der Krönung in Ungarn; es geschahen aber keine Zubereitungen. Er hatte nun schon einige Monate regiert, war nach Niederland, Holland und Frankreich gegangen, hatte sich nach seiner Entfernung durch Bevollmächtigte in Brüßel, Mons, Gent, rc. huldigen lassen. Man hoffte also nach seiner Zurückkunft in Ungarn, Böhmen und Oestreich ein gleiches; er that es aber nicht.

In den Augen des einzelnen Weisen sind Krönungen und Huldigungen freylich ein Ceremoniel, das man entbehren kann, wo Erbrecht und Besitz den Landesherrn bestätigen; ein Ceremoniel, das dem Herrn und den Vasallen einen Aufwand verursacht, der zu besseren Zwecken benützt werden kann. Indessen hängt hie und da das Herz vieler Patrioten daran. Man sieht es als eine im

Angesichte der Nation bestättigte wechselseitige Versicherung an, seine Rechte und Freiheiten einander zu verbürgen. Man muß also gestehen, daß Kaiser Joseph durch Unterlassung dieser feierlichen Akte das Zutrauen und die Ergebenheit für seine Person nicht vermehrte.

Unter dem 15 Oktober 1781 erschien das erste Toleranzedikt. Es betraf die Anhänger der Augsburgischen und Helvetischen Konfession, und die nicht Unirten Griechen. Diesen wurde die freie Ausübung ihres Gottesdienstes, die Erbauung von Bethhäusern, doch ohne Thürme und Glocken, die Eidesformel nach ihren Religionsgrundsätzen zugestanden, auch befohlen, sie bei Civil- und Militärstellen ohne Rücksicht auf ihre Religion zu befördern.

Indessen glaube man ja nicht, daß unter Theresiens Regierung die Intoleranz so groß war, als von einigen Schriftstellern im nördlichen Deutschland behauptet wurde. Es befanden sich stets über vier Millionen Nicht-

ka-

katholiken im Staate, und viele Tausende derselben in der Residenzstadt selbst. In Ungarn und Siebenbürgen hatten sie von jeher öffentliche Rechte und Freiheiten. In den deutschen Provinzen waren viele heimlich dem protestantischen System zugethan, die nun öffentlich sich dazu bekennen konnten. Ihre Zahl mochte gegen 60000 Seelen betragen.

Man begreift wohl, daß eine solche Verordnung bei ihrer plötzlichen Einführung Schwierigkeiten finden mußte. In den Niederlanden setzte man sich sogleich heftig dagegen. Auch in den deutschen, selbst in den ungarischen Provinzen, erhoben manche Bischöfe, Stellen und Privatleute von Einfluß, Vorstellungen und Hinderniße. Daher entstanden so viele Nachträge, so manche Modifikationen, Erklärungen und weitere Vorschriften über diesen Gegenstand. Doch blieb die Wesenheit davon unverrückt.

Um eben diese Zeit befahl der Kaiser auch die meisten Festungen in den Niederlan-

den zu schleifen. Bald darauf folgte eine Erklärung, daß er den Barriere-Traktat gänzlich aufgehoben wissen wollte. Die General-Staaten sträubten sich zwar eine Weile dagegen; endlich aber gaben sie nach, und zogen ihre Truppen aus dem fremden Gebiethe zurück.

Es scheint schon von jeher das Loos der slavischen Völkerschaften gewesen zu seyn, daß sie allenthalben ihrer Edelleute Leibeigene waren. Noch sind sie es in Rußland, in Polen, rc. Auch in Böhmen und Mähren waren sie es, und das gereicht unserem Zeitalter eben nicht zur Ehre. Zwar that schon Maria Theresia vieles, um den zugleich drückenden und entehrenden Stand der Leibeigenschaft bey ihren Unterthanen zu mildern. Joseph hieb den Baum dieser Knechtschaft nun ganz mit Einem Streich um. „Da Wir in „Erwägung gezogen, daß die Aufhebung der „Leibeigenschaft, und die Einführung einer „gemäßigten, nach dem Beispiel Unserer „östreichischen Erblande eingerichteten Unter-

„thänigkeit auf die Verbesserung der Landes„kultur und Industrie den nützlichsten Einfluß „habe; auch daß Vernunft und Menschen„liebe für diese Aenderung das Wort spre„chen: so haben Wir uns veranlaßt gefun„den, von nun an die Leibeigenschaft gänz„lich aufzuheben, und statt derselben eine „gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen.„ So lautete das unterm 1 November 1781 an die Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien gegebene Manifest.

Neben diesen weltlichen Geschäften wurden auch die geistlichen nicht aus den Augen gesetzt. Der bessere Theil Deutschlands war schon seit geraumer Zeit überzeugt, daß der Mönchsgeist Nichts zum Wohl der Staaten beitrage. Diese Theorie der aufgeklärten Köpfe ward nun in Oestreich Praxis. Man hob vorerst jene Mannsorden auf, die bloß ein sogenanntes beschauliches Leben führten; die Nonnen aber überhaupt alle; nur die Elisabethinerinnen und Ursulinerinnen ausgenommen, weil die Ersteren durch Pflege ar-

mer

mer Kranker, und die anderen durch Unterweisung armer Mädchen sich um die bürgerliche Gesellschaft Verdienste machen. . . . Auch die Brüderschaften wurden abgestellt, und in eine einzige Versammlung zur thätigen Liebe des Nächsten verwandelt.

Im Herzogthum Mayland verlangte der Kaiser das Präsentationsrecht bei Vergebung aller geistlichen Benefizien.

* *
*

Auf der letzten Rückreise aus Frankreich hatte Joseph die herzogliche Würtembergische Familie mit seinem Besuche beehrt: und noch vor Ausgang dieses Jahrs kam der Herzog Fridrich Eugen mit seiner Gemahlinn, mit der Prinzessin Elisabeth und dem Prinzen Ferdinand nach Wien.

Indessen hatte Katharina die II. beschlossen, daß ihr Sohn und Thronerbe Paul Petrowiz sammt seiner Gemahlinn eine gros-

se Reise durch Europa machen sollte. Der wichtigste Standpunkt dieser Reise mochte wohl Wien seyn. Wenige Tage nach Ankunft der Würtembergischen Familie traf auch der Großfürst mit einem glänzenden Gefolge hier ein; und so fand sich seine Gemahlinn plötzlich wieder in den Armen von Vater, Mutter und Geschwistern. Der Herzog ging einige Zeit darauf zurück; der Großfürst aber blieb bis in das Jahr 1782 in Wien.

Daß dieser vereinigte Familienbesuch weder ein Opfer des Hofzeremoniels, noch eine bloße Lustreise war, hat die Geschichte der folgenden Jahre gelehrt.

XVII.

Der Pabst in Wien.

Dem Römischen Stuhle konnten die Schritte nicht gleichgültig seyn, welche der Kaiser während der wenigen Monathe seiner Regierung bereits gethan hatte. Sie waren schon

an sich selbst der Curia nachtheilig; sie schienen einsweilen nur das Vorspiel von noch mehrern und wichtigern zu seyn: sie mußten wahrscheinlich auch andere katholische Fürsten reizen, etwas ähnliches in ihren Staaten vorzunehmen.

Noch zu Ende des Jahres 1781 hatte über diese Angelegenheiten ein eigenhändiger Briefwechsel zwischen dem Pabst und dem Kaiser angefangen. „Da Wir aber vorher „wissen, daß diese Unterhandlungen einen „sehr ungewissen Erfolg haben würden, wenn „nicht Mund gegen Mund spricht, so haben „Wir Uns entschlossen, Uns zu E. Kaiserl. „Majestät nach Wien zu begeben, ohne Uns „durch die Länge und Beschwerlichkeit der „Reise, Unser zunehmendes Alter, und Unsere geschwächten Kräfte davon abhalten zu „lassen; denn es wird Uns hiebei der grosse Trost aufrichten, daß wir Ew. Kaiserl. „Majestät anreden, und Denselben die Bereitwilligkeit Unsers Herzens zeigen werden, „Ew. Majestät gefällig zu seyn, und die

„Angelegenheiten der Kirche mit den Gerecht=
„samen Ew. K. Maj. zu vereinbaren“ rc. rc.
So schrieb der Pabst unterm 15 December
1781 an Joseph.

Der Antrag dieser Reise war dem Kaiser ganz unerwartet. Indessen konnte er ihn nicht anders, als nach den Regeln gewöhnlicher Höflichkeit beantworten. Darüber nahm ihn Pius VI. beim Worte, und meldete in einem neuen Schreiben, daß er seine Reise ehestens nach Wien antretten würde. . . . Man machte also daselbst Vorbereitungen, diesen hohen Gast würdig zu empfangen; doch verboth man allen Klosterleuten, und anderen geistlichen Personen schon vorläufig, sich über irgend eine kirchliche Sache oder Angelegenheit an den heiligen Vater zu wenden.

Das Kollegium der Kardinäle in Rom war über diese Reise ebenfalls in einiger Verlegenheit. Es ließ sich nicht vorher sehen, aus welchem Gesichtspunkte die übrige katholische und unkatholische Welt diese in ihrer Art einzige Reise eines Papstes betrachten

würde; ob der dabei vorgesetzte Zweck in Erfüllung kommen, oder fehlschlagen, und ob nicht als Folge davon ein nachtheiliges Licht selbst auf die Würde des heiligen Vaters fallen könne.

Allein der Papst blieb bei seinem Vorhaben. Er hob durch ein eigenes Breve die Bulle: Ubi Papa, ibi Roma *) auf, ging am 27 Februar aus Rom ab; und stieg am 22 März Nachmittag in der kaiserlichen Burg zu Wien ab. Joseph kam ihm einige Meilen entgegen; setzte sich zu ihm in den Wagen; und so sah eine halbe Million Menschen jezt zum erstenmal, seitdem Kaiser und Päpste existiren, den Kaiser und Papst in der nämlichen Kutsche durch die Thore Wiens einfahren.

Man erwies dem Papste alle Ehren, welche einer so hohen geistlichen Person angemessen sind. Er seiner Seits besah die Merk-

*) Wo der Papst, dort ist auch Rom.

würdigkeiten von Wien, besuchte die Kirchen, theilte dem andächtigen Volke aus allen Ständen unermüdet seinen Segen aus; und erwarb sich auch im persönlichen Umgange durch seine feine Lebensart und gebildeten Geist, die Zuneigung und Hochachtung der Grossen von Wien. Unter die öffentlichen von ihm vorgenommenen Feyerlichkeiten gehört, daß er einigen Kardinälen die rothen Hüte und Birette aufsetzte, am Oster-Fest das Hochamt bei St. Stephan hielt, und darauf vom Altan der Kirche auf dem Hof allem Volke feyerlich den Segen ertheilte.

Diese Verrichtungen konnten der wesentliche Gegenstand seiner Reise nicht seyn. Er machte einigemal den Versuch, mündlich über die kirchlichen Angelegenheiten mit dem Kaiser zu verhandeln. Joseph verbath sich es aber, und ersuchte ihn, diese Dinge schriftlich abfassen zu lassen, damit die Theologen das Nöthige darüber antworten könnten. Was nun damahls verhandelt wurde, erfuhr zwar das Publikum nicht; aber es ergibt sich von

selbst

selbst aus der Geschichte der darauf folgenden Zeit.

Den 22 April reiste der Pabst wieder aus Wien ab, und ging über München, Augsburg, durch Tyrol und Venedig nach Rom zurück.

Für die Regierung Josephs II. ist es ein glänzender Zug, daß ihn ein Papst in seiner Residenz besuchte, um gütlich über seine angeblichen Vorrechte zu sprechen. Auch für die Chronik der Stadt Wien bleibt es ein merkwürdiges Kapitel, daß Pius VI. Braschi vier Wochen als Gast in ihren Mauern zubrachte.

Allein die Wirkungen dieser Reise waren keineswegs so ausserordentlich, als die Reise selbst.

XVIII.

Aufhebung der Klöster. — Stiftung neuer Bisthümer und Pfarren. — Reformen des öffentlichen Gottesdienstes. — Deisten in Böhmen. — Neue Kriminalstrafen.

Selbst während der Anwesenheit des Papstes in Wien hatte man mehrere Klöster in der Lombardey eingezogen. Nun blieb es nicht mehr bei der Aufhebung der kontemplativen Mönche: die Reforme traf alle Orden ohne Ausnahme, die Bettelorden und die Begüterten. Die jungen und tauglichen Mönche wurden auf dem Lande als Seelsorger und in den Städten gebraucht. Die Vorsteher, die Alten und Untauglichen erhielten Pensionen. Diese Kloster-Aufhebungen wurden während der ganzen Regierung Josephs fortgesetzt. Man sehe das Resultat davon.

Im Jahre 1780 waren in den östreichischen Staaten 2024 Klöster beiderlei Geschlechts. Acht Jahre später waren 700 derselben aufgehoben. Sämtliche Mönche und Nonnen machten 1780 ein Heer von ungefähr 63000 Köpfen aus. Acht Jahre später war dasselbe bis auf ungefähr 27000 geschmolzen.

Die Klöster der Prälaten waren in diesen Ländern reichlich dotirt. Diese Güter wurden eingezogen, und daraus eine Religionskasse errichtet. Sie bezahlt die Pensionen der Mönche und Nonnen. Die Amtsverrichtungen des geistlichen Standes wurden nun auf ihren einzigen wahren guten Zweck geleitet: nähmlich moralischen Unterricht und Religionsgefühl unter dem Volke zu verbreiten, Kranke und Sterbende zu trösten. Statt der unnützen klösterlichen Chorsänger stiftete man nun viele hundert neue Pfarren und Lokalkaplaneyen, an Ortschaften, wo bisher noch keine waren, und das Volk in der beschwerlichsten Jahrszeit Stunden weit wandern mußte, um seiner Religionspflicht Ge-

nüge zu leisten, oder Trost und Unterricht zu hohlen. Auch wurden neue Bisthümer gestiftet, um genauer über die hierarchische Ordnung zu wachen. Und um die Bischöfe alles auswärtigen Einflußes zu entledigen, um sie bloß der Hoheit des Staates zu unterwerfen, unterhandelte man mit den unmittelbaren Fürst-Bischöfen aus den benachbarten Reichskreisen und anderen Ländern, daß sie diejenigen Distrikte ihrer Kirchsprengel, welche sich in die östreichischen Provinzen erstreckten, an die inländischen Bisthümer abtraten.

Mit der allmähligen Vertilgung der Mönche bekam auch der öffentliche Gottesdienst eine andere Gestalt. Die häufigen unwesentlichen Andächteleyen wurden abgestellt, die Wahlfahrten und Prozessionen verbothen, und diese auf den einzigen Fronleichnamstag eingeschränkt. Die vielen Messen, welche mehr zur Verwirrung, als Beförderung der Andacht auf allen Altären zugleich gelesen wurden, mußten nun eine nach der andern

auf einem einzigen Altar zelebrirt werden. Statt der bisherigen Instrumental Musik und des lateinischen Gesanges, wurde zur Erbauung des Volks der deutsche Kirchengesang, bloß von der Orgel begleitet, eingeführt. Um endlich die Prediger dahin zu bringen, daß sie auf ihr Amt, auf Lehre und Vortrag mehr Eifer und Vollkommenheit verwenden sollten, wurde eine öffentliche Kritik derselben erlaubt und begünstiget.

Eine sonderbare Erscheinung in diesem Jahre waren die Deisten in Böhmen: bloße Landleute auf der kaiserlichen Herrschaft Pardubitz und in der benachbarten Gegend. Religionsdruck, und ein Zusammenfluß mehrerer Umstände hatte diese Leute in solche Lage gebracht. Die Regierung kam in Verlegenheit mit ihnen, weil es übrigens gute, ruhige, arbeitsame Unterthanen waren, ihre Religion aber im Toleranzedikt nicht unter den geduldeten stand. Man bemühte sich also, sie dahin zu bewegen, daß sie sich zu einer der tolerirten Konfessionen bekennen

soll-

sollten. Einige thaten es: die Uibrigen versetzte man auf ausdrücklichen Willen des Kaiser in das Banat.

* * *

Bisher hatte in Oestreich für die Kriminalfälle der theresianische Codex bestanden. Der Kaiser ließ Entwürfe zu einem neuen Gesetzbuch machen, behielt aber indessen jenen bei. Nach Vorschrift desselben wurden die Kriminalprozesse geführt und die Urtheile gesprochen. Allein noch im J. 1782 gab Joseph Befehle, daß künftig Niemand mit dem Tode bestraft, sondern zur öffentlichen Arbeit angehalten werden sollte. Er ließ den Verbrechern männlichen und weiblichen Geschlechts im Zuchthause die Haare abscheeren, sie in eine grobe Kleidung stecken, und zwei und zwei in Ketten zusammen schließen. In diesem Aufzuge mußten sie die Strassen von Wien säubern, oder die neu gepflanzten Bäume

me auf der Esplanade begiessen. So lang diese Strafe nur Leute vom gemeinen Pöbel traf, hatte man nicht vieles dagegen einzuwenden, und zückte die Achseln über den neuen Auftritt, den die Justitz dadurch gewährte.

Aber bald gewann die Sache eine andere Gestalt. Der Kaiser hatte bei Lebzeiten seiner Mutter bemerkt, daß Leute von Rang und Adel sehr oft für begangene Untreue oder andere Verbrechen durch die Ränke des Hofes der verdienten Strafe entweder gänzlich entzogen oder höchstens nur heimlich und milde gezüchtiget wurden. Dieses Bewußtseyn von Straflosigkeit hatte denn nothwendig eine gewisse Kühnheit, Trotz auf Stand und Rang, folglich Unordnungen mancherlei Art gestiftet. Er machte es sich also zum Gesetz, unerbittlich ohne Ansehn der Person und des Standes zu strafen; öffentlich, anhaltend, und empfindlich zu strafen.

Bald fanden sich Gelegenheiten dazu. Leute die unter der Kaiserinn durch die Fürspra-

sprache einer Hofdame, eines Präsidenten, eines Geistlichen, für ihre Verbrechen mit einem Verweise, mit Arrest, oder Entsetzung vom Dienste wären bestraft worden, wurden jetzt zum öffentlichen Gassenkehren verdammt. Laßt uns die Nahmen dieser Unglücklichen nicht wieder auffrischen! Genug, es waren ansehnliche Beamte, Hofräthe, Stabsoffiziers, Barone und Grafen. Mit dem Pöbel der Missethäter vermengt, mit geschornen Kopfe, in einem wollenen Sack steckend, mit Ketten an Händen und Füßen beladen, rasselten sie jetzt durch die Gassen der Residenz wo sie wenige Tage vorher, den Arm um reitzende Weiber geschlungen, im vergoldeten Wagen geglänzt hatten. Jetzt ein niederschlagender Anblick für ihre Familie, für Verwandte, Bekannte und selbst ihre ehmalige Untergebene, die eilfertig sich in Nebengassen flüchteten, um ihnen nicht zu begegnen.

Um das Gemälde zu vollenden, ist es wohl nicht nöthig zu sagen, daß jetzt Hunderte einen Widerwillen gegen den Monarchen

chen faßten, der in einem einzigen fehlenden Menschen gleichsam ganze weitläufige Familien zu jahrelanger öffentlicher Schande verurtheilte.

Diese Eindrücke verschlimmerte ein anderer Umstand noch mehr. Die Justizstellen sprachen immer nach den Vorschriften des theresianischen Codex. Da dieser nicht aufgehoben, und durch andere bestimmte Gesetze ersetzt war, so sprach der Kaiser immer unmittelbar selbst die Sentenz und Strafe aus, die er dem Verbrecher statt der gesetzmäßigen Todesstrafe zuerkannte, verschärfte sogar einigemahl das vom Richterstuhl gefällte Urtheil. Dadurch bekam die Sache das Ansehen, als ob er nun, mit Vernachläßigung aller Gesetze, bloß nach eigener Willkühr richten und strafen wollte.

Dieß vergrößerte das Mißtrauen und den Widerwillen des Publikums. Es erschien bei einem solchen Anlasse eine sehr kühne Schrift gegen den Kaiser, und Joseph erlaubte sie öffentlich zu verkaufen.

XIX.

Innere Reformen. — Reise nach Italien. — Ein Handbillet.

Während des Jahres 1783 beschäftigte sich der Kaiser Joseph meistens mit inneren Reformen und neuen Einrichtungen in seinen Staaten.

Die böhmisch-östreichische Hofkanzley, Hofkammer, und ministerial Banko Deputation wurden mit einander verbunden, und erhielten den Titel: vereinigte Hofstelle. . Die Niederöstreichischen Stände wurden ausser Wirkung gesetzt. . . Die Frohndienste wurden auf allen kameralischen, geistlichen und Fundationsgütern entweder aufgehoben, oder doch größtentheils vermindert. . . Über die Ehesachen erschien ein Edikt, welches die Fähigkeiten, Hindernisse, Gerechtsame, Trennungen, in diesem Geschäfte, so weit es bürgerlicher Vertrag ist, genau bestimmte, und den übermäßigen Einfluß der

Geist.

Geistlichkeit dabey einschränkte. Die Gewissens-Heirathen (Mariages de Conscience) wurden gänzlich aufgehoben. . . Mit Rußland und anderen Mächten, wurden Handlungsverträge geschlossen, und im Lande selbst zur Vermehrung der Schafzucht, des Seidenbaues, der Leinwandspinnereyen, und des Handels überhaupt nützliche Anstalten getroffen.

Die Zünfte und Handwerke wurden von ihren Possen und Zwangregeln gereiniget. . . . Die vermeintliche Schande der unehlichen Kinder, und der aus Vorurtheil für ehrlos gehaltenen Leute, wurde gesetzmäßig aufgehoben. . . . Die in Ungarn und Siebenbürgen häufig herumschweifenden Zigeuner wurden zu einer stäten Lebensart, zu bürgerlichem Gewerb und Ackerbau angehalten. . . . Die Stoltaxen der armen Landleute wurden zum Theil sehr vermindert, zum Theil ganz aufgehoben.

Um den Unterricht der nachwachsenden jungen Geistlichkeit gleichförmig zu machen, und nach solchen Grundsätzen zu leiten, die mit dem ganzen Staatssystem übereinstimmen,

wurden nun in den Hauptstädten aller Provinzen General-Seminarien errichtet, nicht von den Bischöfen, sondern von der Regierung abhängig. Die Zöglinge derselben besuchen die öffentlichen Schulen auf den Universitäten und Akademien.

Die in den östreichischen Staaten sich aufhaltenden päpstlichen Nuntii wurden für bloße politische Gesandte erklärt, ihnen wurde also untersagt, ihre ehemaligen Gerechtsame auszuüben, oder sich weiter in irgend eine kirchliche Angelegenheit zu mengen.

Eine starke Armee, die sich im unteren Ungarn zusammen zog, erleichterte den Russen die Besitznehmung der Krim.

Gegen Jedermanns Vermuthen machte der Kaiser noch im Dezember dieses Jahrs eine Reise nach Italien. Bald, nachdem er Wien verlassen hatte, wurde ein Handbillet bekannt, das er bei seiner Abreise an alle Stellen hatte ergehen lassen. Dieses Handbillet ist eine äußerst merkwürdige Urkunde zur Geschichte seiner Denkungsart, seiner Grundsätze, seines

persönlichen Charakters. Hören wir ihn selbst sprechen.

„Drey Jahre sind nun verflossen, daß ich die Staatsverwaltung habe übernehmen müßen. Ich habe durch diese Zeit in allen Theilen der Administration meine Grundsätze, meine Gesinnungen und meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth hinlänglich zu erkennen gegeben; ich habe mich nicht damit begnügt, eine Sache nur zu befehlen, ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt. Ich habe die von Vorurtheilen und eingewurzelter alter Gewohnheit entsprungene Anstände durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten. Ich habe die Liebe, so ich fürs allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst, jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht.

„Hieraus folgt nothwendig, daß, von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der grösseren Zahl.“

„Ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt und Gewalt eingeräumt. Die Auswahl der Personen ist ihnen frey gelassen worden. Schätzbare Wahrheiten habe ich von den Chefs, so wie von Jedermann immer mit Vergnügen aufgenommen. Täglich und stündlich war ihnen meine Thür offen, theils um ihre Vorstellungen anzuhören, theils ihre Zweifel aufzuklären. Nun halte ich es für meine Pflicht und derjenigen Treue gemäß, die ich dem Staate in allen meinen Handlungen lebenslang gewidmet habe, daß ich mit Ernst auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich bis jetzt, nicht ohne Leidwesen, so sehr vernachläßiget sehe, daß zwar viel befohlen und auch expedirt, aber auf die Befolgung und Ausübung auf keine Art gesehen wird; daraus entsteht, daß so viele wiederhohlte Befehle erfolgen müßen, und man dennoch von nichts versichert ist, ja nur die meisten in so weit handwerksmässig die Geschäfte behandeln, daß nicht mit

der Absicht, das Gute zu bewirken, und die Leute von demselben zu belehren, zu Werke gegangen, sondern nur das höchstnothwendige geleistet werde, um nicht in einen Proceß zu gerathen und die Kassation zu verdienen. Auf diese mechanische knechtische Art ist es unmöglich, mit Nuzen die Geschäfte zu betreiben. Wer ein Vorsteher, es sey geistlich- weltlich- oder Militär- Standes, seyn und bleiben will, muß

„1. Von nun an alle in seinem Fach von mir erlassene Hauptentschließungen neuerdings aus den Registraturen erheben, und dergestalt fleißig lesen, daß er den wahren Sinn derselben und deren Absicht ganz sich eigen mache.

„2. Hat die Erfahrung leider bewiesen, daß, statt das Gute in einer Resolution aufzusuchen, den Sinn zu ergründen, und die Befolgung sich angelegen seyn zu lassen, man nur dieselben auf der unangenehmen oder verkehrten Seite betrachtet, deren Expedition so lange als nur möglich verzögert, ohne

Erläuterungen dahin gibt, keinen Menschen belehrt, und dergestalt nur ein unwirksames Geschrey auszubreiten trachtet, ja meistens eine zur Befolgung nicht genug klare Belehrung hingibt, damit aber den Unterschied nicht beobachtet, daß der Landesfürst durch seine Befehle nur seine Absicht zu erkennen gibt, seine Hof- und Länderstellen aber gemacht sind, seine Willensmeynung bestimmter zu erklären, und alle Wege, welche zu deren richtiger, genauer und geschwinder Befolgung führen können, zu wählen. Ohne dieses Absehen wäre die Beibehaltung so vieler Stellen, und der davon abhängenden Beamten die übelste Staatswirthschaft, weil mit vielen Kosten viele Leute gehalten würden, die mehr zur Verwirrung und Vereitlung der Geschäfte, als zu deren Befolgung und Beförderung dienen. Wenn diese Stellen nur materialisch verbleiben, nicht wirken und nicht nachsehen, so könnte keine wirthschaftlichere Einrichtung geschehen, als sie sämmtlich abzudanken, und dadurch Millionen zu ersparen,

welche an der Kontribution nachgelassen würden, und wovon der Unterthan eine viel größere Wohlfahrt spürte, als ihm jezt bei schlechter Verwaltung von so zahlreichen Beamten zugeht.

„3. Aus diesem folgt, daß bei allen Stellen jedermann einen solchen Trieb zu seinen Geschäften haben muß, daß er nicht nach Stunden, nach Tagen, nach Seiten, seine Arbeit berechnen, sondern alle seine Kräfte anwenden muß, die Geschäfte vollkommen auszuführen. Wer nicht Liebe zum Dienst des Vaterlandes und seiner Mitbürger hat, wer für Erhaltung des Guten sich nicht von einem besonderen Eifer entflammt findet, der ist für Geschäfte nicht gemacht, nicht werth, Ehrentitel zu besitzen und Besoldungen zu ziehn.

„4. Eigennutz von aller Gattung ist das Verderben aller Geschäfte und das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten. Der Eigennutz ist nicht allein vom Gelde zu verstehen, sondern auch von allen Nebenabsichten, welche das einzige wahre Beste, die aufge-

tragene Pflicht, die Wahrheit in Berichten, und die Genauigkeit im Befolgen verdunkeln, bemänteln, verschweigen, verzögern oder entkräften. Ein Chef der von seinen Untergebenen dieses leidet, ist meineydig gegen sein Jurament, wogegen kein Erbarmen und Nebenrücksichten statt haben können. Ein Untergebener, der seinen Vorgesetzten nicht angibt, handelt gegen seine Pflicht.

„5. Wer dem Staat dient, muß sich gänzlich hindansetzen; aus diesem folgt, daß kein Nebending, kein persönliches Geschäft, keine Unterhaltung ihn von dem Hauptgeschäft abhalten muß; und also, daß auch kein Autoritätsstreit, kein Zeremoniel, kein Rang ihn abhalten muß, zur Erreichung des Hauptziels das Beste zu wirken. Auf die beste Ordnung unter seinen Untergebenen zu halten, heißt der Erste und Vornehmste seyn: ob also Insinuata, Noten und dergleigleichen Kanzleysprünge oder Titulaturen beobachtet, ob in Stiefeln, gekämmt oder ungekämmt die Geschäfte geschehen, muß

für

für den vernünftigen Mann ganz gleich seyn.

„6. So wie es eines jeden Pflicht ist, zuverläßig zu berichten, alle Fakta nach den Hauptgrundsätzen zu beurtheilen, und seine Meinung freymüthig beizurücken; so ist es auch die Schuldigkeit eines jeden Staatsbeamten, daß er selbst auf Abstellung aller Misbräuche, auf die wahre und beste Art zur Befolgung der Befehle, auf die Entdeckung der dagegen Handelnden, nämlich auf alles, was zum Besten und zur Aufnahme seiner Mitbürger gereichen könnte, nachsinne.

„7. Die Schuldigkeit eines jeden Chefs ist, daß er alles Unnütze und Unnöthige anzeige und zur Abstellung vorschlage: so wie ein jeder Untergebener es seinem Chef vorzutragen hat, was er nur als einen Umtrieb der Geschäfte ansieht, der zum Wesentlichen nicht führt.

„8. Da das Gute nur Eines seyn kann, nämlich jenes, so das Allgemeine und die größte Zahl betrift, und ebenfalls alle Pro-

vinzen der Monarchie nur Ein Ganzes ausmachen und also auch nur Eine Absicht haben können: so muß alle Eifersucht, alles Vorurtheil, welches bis jezt öfters zwischen Provinzen und Nazionen, dann zwischen Departements so viele unnütze Schreibereien verursacht hat, aufhören. Nazion, Religion, muß in allen diesen keinen Unterschied machen.

„9. Fälschlich werden die verschiedenen Theile und Branchen einer Monarchie unter einander verwickelt und verkannt. Schon vom Landesfürsten anzufangen, dünkt sich jener der Mäßigste zu seyn, welcher nicht, wie Viele, das Vermögen des Staats und seiner Unterthanen, als sein vollkommenes Eigenthum ansieht, und glaubt, daß die Vorsicht Millionen Menschen für ihn erschaffen, und sich nicht träumen läßt, daß er für den Dienst dieser Millionen zu diesem Plaz von derselben bestimmt worden, und jeder von den Ministern hält sich für den Gewissenhaftesten, der nicht die Plusmacherey, um sich seinem Landesfürsten beliebt zu machen, zum einzigen

gen Augenmerk nimmt. Ersterer und die Letzteren glauben sich gefällig genug, wenn sie die Staatseinkünfte als ein Interesse betrachten, welches ihnen von dem Kapital des inneren Staatsreichthums zustehe, und für dessen Erhaltung sie zwar wachen, zugleich aber bedacht seyn müssen, daß die Benutzung in allen Gefällen und Rubriken, um ihr Kapital nur stäts auf höhere Procente zu bringen, immer wachsend gemacht werde. Ich betrachte die Finanzen nicht im obigen Gesichtspunkte mit dem grossen Haufen, sondern ich erwäge hiebey, daß, da die Belegung und Benuzung der Gefälle willkührlich vom Landesfürsten und seiner Finanzstelle abhängt, ein jedes Individuum sein Vermögen dergestalt mit blindem Vertrauen auf den Landesfürsten kompromitirt, daß jeder nur in so weit belegt wird, als es die unumgängliche Nothwendigkeit der Sicherheit, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die innerliche Ordnung und mehrere Aufnahme des ganzen Staatskörpers fordert. Sollte er nach hinlänglicher Vorse-

sehung der Monarchie in allen Theilen etwas ansehnliches in den Ausgaben vermindern können, so ist er schuldig in der Einnahme es durch Nachläße zu vermindern, weil jeder Bürger nicht für den Uiberfluß, sondern nur für das Bedürfniß des Staats beiträgt.

„10. In Geschäften zum Dienst des Staats, kann und muß keine persönliche Zu- oder Abneigung den mindesten Einfluß haben. Alle müßen die nähmliche Thätigkeit in Geschäften haben, und zusammen ohne Rücksicht auf Rang oder Zeremonie die Geschäfte behandeln, einander besuchen, sich verabreden, einer den andern belehren, nicht Beschwerde gegeneinander führen, vielmehr alles vergessen, um das Geschäft in Gang zu bringen.

„11. Eigenliebe muß keinen Diener so weit verblenden, daß er sich scheue, von einem anderen etwas zu lernen, er mag nun seines gleichen, oder weniger seyn.

„12. Die Expedition der Befehle, so wie in wichtigen Sachen die Anfrage und Berichterstattungen, müssen nicht nach dem

Ma-

Materiallauf für Raths- und gewöhnliche Expeditionstage verschoben bleiben.

„13. Da alles darauf ankommt, daß die Befehle richtig begriffen, genau vollzogen, und die gebrauchten Individuen nach ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit beurtheilt, und darnach angewendet werden: so hat jede Landesstelle ihre Untergebene alljährlich entweder in Person des Chef oder durch einen vertrauten Mann zu untersuchen und selbige auf die Erfüllung der Vorschriften anzuhalten. Bei diesen Untersuchungen müssen die Konduitenlisten rektifizirt, und die Meynungen, die man von diesen Beamten im Publiko hat, erhoben und berstimmt werden.

„14. Jeder wahre Diener des Staats muß bei allen Vorschlägen, welche offenbar für das Allgemeine nutzbarer, einfacher oder ordentlich ausfallen können, nie auf sich zurück sehen, sondern sich stäts nach dem grossen Grundsatz benehmen, daß er nur ein einziges Individuum sey, und daß das Beste des größten Haufens dasjenige eines jeden Parti-

tikuliers, und des Landesfürsten selbst, als einzelner Mann betrachtet, weit übertreffe.

„Dieses sind in Kurzem meine Gesinnungen. Daß selbige befolgt zu machen, mich Pflicht und Uiberzeugung leitet, kann mein Beispiel beweisen; und daß ich selbige in Ausübung setzen werde, kann man hiernach versichert seyn. Wer nun mit mir so denkt, und sich als einen wahren Diener des Staats ganz mit Hindansetzung aller übrigen Rücksichten widmen will, für diesen werden vorstehende meine Sätze begreiflich seyn, und deren Ausübung jedem so wenig, als mir, beschwert fallen. Jener aber, der nur das seinem Dienst anklebende Utile oder Honorificum zum Augenmerk hat, die Bedienung des Staats aber als ein Nebending betrachtet, der soll es lieber voraussagen und sein Amt verlassen, zu dem er weder würdig noch gemacht ist, dessen Verwaltung eine warme Seele für des Staats Beste, und eine vollkommene Entsagung seiner selbst und aller Gemächlichkeiten fordert."

Joseph.

XX.

XX.

Zurückkunft aus Italien. — Wesentliche Neuerungen in Ungarn. — Aufruhr in Siebenbürgen. — Scheldestreit.

Im März 1784 kam der Kaiser aus Italien zurück. Er war nach Florenz, Rom, Neapel, und wieder nach Rom gegangen; hatte daselbst häufige mündliche Konferenzen mit dem Papste gehabt, auch persönliche Bekanntschaft mit dem sich eben dort aufhaltenden König von Schweden gemacht.

Indessen war zu Konstantinopel ein Traktat geschlossen worden, der den Russen die Krim einräumte, und an Oestreich einige unbeträchtliche Handlungsvortheile überließ, welche den Aufwand lange nicht ersetzten, der durch die mächtigen Kriegsrüstungen entstanden war. . . . Die an den türkischen Gränzen versammelte Armee ging wieder aus einander.

Doch blieben von nun an die Festungen reichlich mit Artillerie und Munition versehen.

Da es jetzt entschieden war, daß einstweilen kein Krieg in Ungarn ausbrechen würde, so wählte der Kaiser diesen Zeitpunkt, allmählig diejenigen Schritte in diesem Reiche zu thun, welche schon lange unter seinen Lieblingsprojekten lagen.

Die ungarische Reichskrone wurde von Presburg nach Wien geführt. *)

Die militarische Konskription sollte nach dem Muster der deutschen Provinzen in ganz Ungarn eingeführet werden. Auch ward wirklich noch in diesem Jahre der Anfang damit gemacht, und im folgenden Jahre, war das ganze Land konskribirt; bei welcher Anstalt man jetzt zum erstenmahl die wahre Volksmenge davon erfuhr. **)

Die

*) am 13. April 1784.

**) Sie betrug mit Einschluß der einverleibten Reiche und Provinzen, 10,500,000 Seelen.

Die Landgüter und Felder wurden ebenfalls konskribirt und ausgemessen.

Die deutsche Sprache sollte künftig die allgemeine Landessprache werden. Drey Jahre wurden zugestanden, um sich darauf vorzubereiten. Nach Verlauf derselben sollte in allen Gerichtsstuben, bei allen Reichsgeschäften rc. bloß deutsch verhandelt werden. Wer sie bis dahin nicht lernen wollte, der sollte den öffentlichen Aemtern entsagen.

Einige Landestribunalien wurden theils aufgehoben, theils umgeändert, theils eingeschränkt, erhielten andere Nahmen und andere Beisitzer.

Die Obergespäne in sämmtlichen Komitaten wurden ausser Wirkung gesetzt, und statt derselben königliche Kommissare zur öffentlichen Verwaltung eingesetzt. Die Komitate selbst wurden in neue Distrikte eingetheilet.

In Siebenbürgen wurde der Unterschied der drey Nationen aufgehoben, und das ganze Land unter einerley Verfassung gesetzt.

Die Toleranz ward mit Ernst betrieben. Protestanten kamen zu öffentlichen Aemtern und Würden, wurden öffentliche Lehrer, erhielten neue Kirchen und Schulen.

Die Komitats-Kongregationen wurden verbothen.

Die Einkünfte der Bischöfe wurden etwas vermindert.

Eine neue Gerichtsordnung wurde eingeführt.

Die Leibeigenschaft ward aufgehoben. Das Feudalsystem sollte gänzlich aufhören. Das Land wurde geometrisch abgemessen; und künftig sollten Edelleute, Geistlichkeit, und Bauern von den Erzeugnißen ihrer Güter nach Einem Steuerfuß in die Landeskasse bezahlen.

Staatskündige mögen untersuchen, in wie weit diese Neuerungen mit den Rechten des Königs und der Nation vereinbar waren, in wie weit sie für das Land heilsam oder bedenklich werden konnten. Ich erzähle bloß historisch die Thatsachen und deren Folgen.

All-

Allgemeine Unzufriedenheit, Abneigung, Mißtrauen und Verhetzung entstanden hierüber im Lande. Alle Stände der Nation sahen sich für gekränkt an. Die Grossen des Reichs zwar verhielten sich ruhig und leidend dabey. Die Stellen und Gemeinheiten machten die nachdrücklichsten Vorstellungen dawider. Die geringen Edelleute verübten einige Gewaltthätigkeiten gegen die bei der Konskription gebrauchten Leute. Die Bauern liefen aus den Dörfern. Man besorgte einen allgemeinen Aufstand. Man eröfnete diese Besorgniß dem Kaiser. Er aber ließ sich durch nichts erschüttern, und fuhr unaufhaltsam in der Ausführung seiner Plane fort.

Was dieß für Plane waren, sieht man am besten aus der Resolution, die er mit eigner Hand unter den Vortrag schrieb, den die Stadt Ofen thun ließ, ihm eine Ehrensäule dafür zu errichten, daß er die höchsten Landesstellen aus Presburg wieder in jene eigentliche Hauptstadt des Reichs versetzt hatte.

Ich führe gern seine eigenen Worte an. Sie sind die ächtesten Züge zur Schilderung seines Charakters. Man höre:

„Wenn die Vorurtheile werden ausge„wurzelt, und wahre Vaterlandsliebe und Be„griffe für das allgemeine Beste der Monar„chie beygebracht seyn; wenn jedermann in „einem gleichem Maße das Seinige mit Freude „zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Si„cherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn „Aufklärung durch verbesserte Studien, Ver„einfachung in der Belehrung der Geistlich„keit und Verbindung der wahren Religions„begriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn „eine bündigere Justiz, Reichthum durch „vermehrte Population, und verbesserten „Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren In„teresse des Herrn gegen seine Unterthanen und „dieser gegen ihren Herrn; wenn die Industrie, „Manufakturen, und deren Vertrieb und Circu„lation aller Produkte in der ganzen Monarchie „unter sich werden eingeführt seyn, wie ich es „sicher hoffe: alsdann verdiene ich eine Ehren-

„säule, nicht aber itzt, wo nur die Stadt Ofen
„durch meine zur leichtern Uibersicht getroffene
„Uebersezung der Stellen dahin nur einen meh=
„reren Vertrieb ihrer Weine und einen höheren
„Zins ihrer Häuser erhält. Wien den 23
„Junius 1784."

Joseph.

Es entstand wirklich ein Aufruhr, aber nicht zum Nachtheil des Königs. Die Wallachen in Siebenbürgen glaubten sich durch die eben vorgenommene Konskription in bloße Unterthanen des Landesherrn verwandelt. Durch die strenge Behandlungsart einiger Grundherren erbittert, durch ein Paar schlaue Köpfe aufgehetzt, rotteten sich mehrere Tausend derselben zusammen, schlugen die Edelleute todt, brannten Schlösser und Dörfer nieder, zwangen die Leute mit Gewalt zu ihren Fahnen und zu ihrer griechischen Religion, und verfolgten die Flüchtigen bis vor die befestigten Plätze. Man machte Anstalten gegen ihren Unfug, aber mit weni-

gem Nachdruck, und nur langsam. Dadurch wuchs ihr Muth und ihr Haufe. Die Herstellung der Ruhe verzog sich bis in das folgende Jahr. Erst durch Hinrichtung der Anführer Horja und Kloska, und durch den Selbstmord des Mönchs Krischan, wurde die Empörung gänzlich erstickt.

Noch waren die Unruhen der Walachen in Siebenbürgen nicht gestillt, als zu gleicher Zeit in einer sehr entfernten Gegend Uneinigkeiten ausbrachen, die den Kaiser in einen Krieg zu verwickeln schienen.

Bald nachdem Joseph im J. 1781 seine Niederlande persönlich besucht hatte, ließ er durch seine Minister in Brüssel verschiedene Forderungen an die General-Staaten der vereinigten Niederlande machen. Man unterhandelte schon ein Paar Jahre, aber ohne Frucht. Endlich verstand sich der Kaiser dahin, er wolle alle seine Ansprüche dafür aufopfern, daß Holland die Schiffahrt auf der Schelde, von Antwerpen nach der See, allen kaiserlichen Unterthanen frey lasse. Die Hollän-

länder schlugen auch dieses ab. Jetzt erklärte der Kaiser kurz und kräftig, er wolle die Schelde auch ohne Einwilligung der Holländer frey haben, und den ersten Schuß, welchen diese gegen ein kaiserliches Fahrzeug auf der Schelde thun würden, als eine förmliche Kriegserklärung ansehen.

Am 8 Oktober 1784 lief ein kaiserliches Fahrzeug von Ostende aus, um die Schelde hinauf nach Antwerpen zu gehen. Ein anderes Schif ging an demselben Tage von Antwerpen ab, die Schelde hinunter nach der offenen See. Die Holländer ließen das erste Schif durch vier bewafnete Schaluppen wegnehmen, und beschossen das zweyte mit Kugeln und Kartätschen, daß es sich an das auf dem Strom stationirte Wachtschif ergeben mußte.

Der Schuß war geschehen, also der Krieg erklärt. Sobald die Nachricht davon in Wien anlangte, mußten sich einige Regimenter aus Böhmen, Ungarn und Oestreich in Marsch setzen, und kamen im Früh-

jahre 1785 in den Niederlanden an. Sie formirten mit den schon daselbst liegenden Truppen eine Armee von ungefähr 50000 Mann, welche bis an die äußerste Gränze gegen die vereinigten Niederlande vorrückte, und sich jede Stunde zum schlagen fertig hielt. Auch die Holländer machten Kriegsrüstungen, nahmen einen französischen General in ihre Dienste, und setzten einige Gränzdistrikte unter Wasser.

Noch ehe man das Schwerdt vollends zückte, wurden neue Unterhandlungen angefangen. Als Einleitung zu denselben mußten zwey holländische Deputirte nach Wien kommen, und den gewaltsamen Angrif der General-Staaten auf die kaiserlichen Schiffe feierlich entschuldigen. Frankreich both seine Vermittlung an, und so ward am 8 November der Vertrag geschlossen. Die Holländer zahlten in Kraft desselben dem Kaiser Joseph 10 Millionen holländische Gulden; traten ihm einige Distrikte und Forts ab; erkannten das Oberhoheitsrecht desselben über den gan-

zen

zen Theil der Schelde von Antwerpen bis an die Spitze des Landes von Saeftingen, entsagten in diesem Theile aller Hebung irgend eines Durchzolls oder Auflage, wie auch jeder Einschränkung der Schiffahrt und Handlung der kaiserlichen Unterthanen.

Darauf zogen die neuanmarschirten Regimenter wieder in ihre Quartiere nach Ungarn, Böhmen und Oestreich zurück.

XXI.

Verboth der ausländischen Waaren. — Vorbereitungen zur neuen Steuerregulirung.

Indessen daß diese Geschäfte von aussen betrieben wurden, gingen die Revolutionen in der inneren Staatsverfassung nicht minder thätig fort.

Schon

Schon lange hatte es den Kaiser geschmerzt, jährlich so ungeheure Summen Geldes in fremde Länder gehen zu sehen, für Waaren, die entweder ganz entbehrlich sind, oder durch kluge Anstalten im Lande selbst hervorgebracht werden können. Der Vorschlag alle ausländischen Waaren zu verbiethen, wurde lange und reiflich überlegt. Man hatte Gründe und Gegengründe dabey. Joseph setzte sich über alle Bedenklichkeiten hinaus, und verboth zu Ende des Jahrs 1784 alle ausländischen Fabrik- und Manufakturwaaren, verschiedene Eßwaaren und alle fremde Weine. Die Kaufleute mußten die noch bei ihnen liegenden auswärtigen Artikel in ein Magazin zusammen legen, und sie nach und nach losschlagen, ohne Hoffnung, je wieder neue kommen lassen zu dürfen. Privatleute, welche dergleichen Dinge zu ihrem einzelnen Hausgebrauch unentbehrlich fanden, mußten in diesem Fall ihre Nahmen bei der Hofstelle, welche sie dem Kaiser selbst vorlegte, eingeben, einen besondern Paß beim

Mauthdirektorio auswirken, und 60 vom Hundert für die eingeführte Waare bezahlen.

Die Kaufleute klagten laut und einstimmig über diesen Schritt. Das Publikum murrte anfangs ebenfalls dagegen. Aber neue Fabriken entstanden, und die alten vermehrten sich. Noch liefern sie freylich die Waaren nicht in jener Vollkommenheit, wie man sie bisher aus den Ländern zog, wo Fabriken schon seit Jahrhunderten bestehen. Italien, Helvetien, Frankreich, England, Holland, das deutsche Reich, leiden beträchtlich durch dieses Verboth; Östreich aber gibt jährlich ungefähr 14 Millionen Gulden weniger aus dem Lande. Um durch thätige Beispiele zu zeigen, daß sich Joseph selbst nicht von diesem Verboth dispensire, schenkte er bald darauf alle in seinen Hofkellern befindliche ausländischen Weine in das Krankenspital; und von dieser Zeit an erschienen bey seinen öffentlichen Tafeln keine andere Weine, als die aus Östreich und Ungarn. . . . Wurden verbothene

Waaren von der Mauth entdeckt, so ließ er sie vor aller Menschen Augen auf der Esplanade zu Asche verbrennen, manchmal für 10 bis 15000 fl. mit Einmal.

* * *

Noch mehr als das Verboth der ausländischen Waaren lag dem Kaiser die Einführung eines allgemeinen neuen Steuerfußes am Herzen. Zwar hatte man schon bald nach dem Aachner Frieden ein Urbarium über die sämtlichen deutschen Provinzen aufgenommen und demselben gemäß festgesetzte Steuern eingeführt. Allein, seitdem hatte sich der Werth der Dinge gewaltig verändert. Die Landeskultur war gestiegen. Die Bevölkerung hatte zugenommen. Die Bedürfniße des Staats waren vermehrt. Selbst unpartheyische Männer gestanden, daß jenes Steuersystem beträchtliche Mängel und Ungleichheiten an sich habe. Dieß waren eben

so

so viele Gründe, welche den Wunsch des Monarchen rechtfertigten. Aber von der andern Steite, welchen Aufwand, welche Zeit müßte das kosten, welche Verwirrung konnte daraus entstehen, wenn man unglücklicher Weise nach irrigen Grundsätzen, nach falschem Maßstabe zu operiren anfing. Bei dem bisher üblichen Steuerfuße waren, im Ganzen genommen, alle Klassen von Kontribuenten so ziemlich zufrieden; fing man aber einmal an, den schon gewohnten Damm einzustürzen, wer konnte bürgen, daß das neue Gebäude auch nur jene Beruhigung wieder herstellen würde, welche bisher in den Gemüthern des Güterbesitzers und des Unterthans herrschte.

Die Sache kam bei den Stellen in Überlegung. Man machte verschiedene Vorbereitungen. Viele Minister und Räthe fanden der Schwierigkeiten so viele dabei, daß sie es keineswegs wagten, rasch zu der Ausführung derselben zu rathen. Der Kaiser bestand darauf; und um die Sache seiner Meinung

nung nach, einleuchtender zu machen, und in Gang zu bringen, gab er einen von ihm selbst darüber verfaßten Aufsatz an die Behörde. . . . Gewöhnliche Resolutionen der Stellen liefere ich nicht in Extenso: das wäre überflüßig; aber solche Denkschriften, von Joseph selbst verfaßt, sind in meinen Augen die wesentlichsten Urkunden zur Charakteristik des Monarchen; denn der Kaiser gehörte wahrlich nicht zu jenen Fürsten, von denen man fragen kann, ob sie ihre Reskripte auch gelesen haben. Wenn nun vollends der Gegenstand des Aufsatzes so weit umfassend und wichtig ist, wie die Steuerordnung eines so grossen Staats, so müßten es nur Leser von seichter Neugierde seyn, die ihn überschlagen könnten. Hier ist der Aufsatz.

„Ein klarer und richtiger Steuerfuß ist „gewiß das größte Glück eines Landes. Durch „diesen allein erhält man das eigentliche Mit„tel, den wahren Bedarf des Staats auf „die billigste und wohlfeilste Art zu sammeln, „und alles Gute im Lande zu stiften. — Der

Grund

„Grund und Boden, den die Natur zu des
„Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist die
„einzige Quelle, aus welcher alles kommt,
„und wohin alles zurückfließt, und dessen
„Existenz trotz allen Zeitläuften beständig ver-
„bleibet. Aus dieser Ursache ergiebt sich die
„untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein
„die Bedürfniße des Staats ertragen, und
„nach der natürlichen Billigkeit kein Unter-
„schied gemacht werden könne. — Dieses
„vorausgesetzt folgt nun von selbst, daß zwi-
„schen Dominikal- und Rustikal- dann Kame-
„ral- und geistlichen Gründen eine vollkom-
„mene Gleichheit seyn, und jeder nur nach
„der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage, in
„die proportionirte Klassifikation gesetzt wer-
„den müße. Wenn Gesetze und Verfassungen
„diesem entgegen stehen, so können sie doch
„die Wahrheit und Überzeugung nicht schwä-
„chen, daß das Heil des Staats diesen Grund-
„satz unentbehrlich macht. Ist es nicht Un-
„sinn, zu glauben, daß die Obrigkeiten das
„Land besessen, bevor noch Unterthanen wa-

„ren, und daß sie das ihrige unter gewissen
„Bedingungen an die Lezteren abgetretten
„haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor
„Hunger davon laufen, wenn Niemand den
„Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es,
„wenn sich ein Landesfürst einbildete, das
„Land gehöre ihm, und nicht er dem Lande
„zu; Millionen Menschen seyn für ihn, und
„nicht er für sie gemacht, um ihnen zu die-
„nen. Gleichwie aber die Bedürfnüsse des
„Staats bedeckt seyn müßen, so können sol-
„che nicht übertrieben werden, sondern der
„Landesfürst in einem monarchischen Reich
„hat über deren Verwendung nach seiner Eh-
„re, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen
„Red und Antwort zu geben.

„Aus dem Vorhergehenden zeigt sich die
„Nothwendigkeit, ein neues Kontributionssy-
„stem nach solchem Ausmaß einzuführen, wo-
„durch alle Gründe der Besitzer ohne Unter-
„schied gleich belegt werden. Diese Bele-
„gung muß sich auf einen jeden, auf was
„immer für eine Art zu benutzenden Grund,

„als

„als Acker, Wiesen, Waldung, Weinberg,
„Teiche 2c. nach der geometrischen Propor-
„tion erstrecken. Um nun billige Gleichheit
„zu treffen, muß sie in der Maß nicht un-
„terschieden seyn; es kann auch in der Gie-
„bigkeit, in dem, eine wahre Proportion
„gefunden werden, daß nähmlich ein jeder
„ein gleiches Procento der Erträgniß abzu-
„führen hätte, wenn man jeden Grund nach
„den verschiedenen Gattungen der Erdfrüchte
„mittels eines zehnjährigen Durchschnitts sei-
„ner Erträgniß bestimmte, jedoch nach Ab-
„schlag des jährlichen Saamens. Auf solche
„Art wird selber im Allgemeinen nach seiner
„wahren Fruchtbarkeit belegt, und bleibt
„noch die nähere oder entferntere Lage zum
„Verschleiß zu erörtern übrig. Diese wird
„in dem zu bestimmenden Preise der geernte-
„ten Gattung zu finden seyn, der Preis hin-
„gen ließe sich durch Mittel der zehnjähri-
„gen Marktpreise, Provinzen- und Kreisprei-
„se festsetzen. — Ist alles dieses in Ord-
„nung gebracht: so kann man sich schmei-

 „cheln,

„cheln, den Punkt der Unfehlbarkeit schier „erreicht zu haben, weil selber aus Maß der „Gründe, Quantität der Fechsungen, und „deren Preis bestimmt ist. — In Folge die„ser Belegung muß der Staat seine Einkünf„te von Grund und Boden ziehen. Ich setze „also den Fall, daß jeder Grundbesitzer nach „der oben bestimmten Eintheilung 40 Procent „der Erträgniß zu den öffentlichen Bedürf„nißen beizutragen hat.

„Damit auch die Beschwerlichkeit und „Langsamkeit einer individuellen Catastral„Einrichtung vermieden werde, so wäre nur „die Oberfläche einer Gemeinde abzumessen, „solche nach beiläufiger Fruchtbarkeit in eine „gewisse Erträgniße zu setzen, die individuelle „Repartition aber der Gemeinde unter sich „zu überlassen, und die Dominikal- wie die „Rustikal-Gründe in gleicher Maß zu begrei„fen; nach dieser Belegung bleiben den Grund„besitzern 60 Procent frey. Da aber die „Obrigkeiten zu Bearbeitung ihrer Gründe „nothwendig fremde Hände, oder Mittel be-

„dür-

„dürfen, auch den Schutz, die innerliche „Administration, und die erste Instanz der „Rechtshändel ihrer Unterthanen zu bestrei„ten haben: so erfordert auch die Billigkeit, „daß sie von solchen einige Abgaben ziehen; „weil jedoch ihr Schutz nur auf ein Persona„le hinausgeht, so können diese Abgaben nicht „auf Grund und Boden reducirt und abge„nommen werden; sondern sie müßen bloß „eine Art von Kopfsteuer seyn, die Fami„lienweise gezahlt würde, und im baaren Gel„de auf die Hälfte der Kontribution, nähm„lich auf 20 Pro Cent zu schlagen wäre. — „Zugleich müßte der Preis einer Zugroboth „mit Pferd oder Ochsen auf einen ganzen „oder halben Tag, so wie der Preis einer „Handroboth, dann jener einer Klafter Holz„fällung, Bräuhausarbeit, Jagd- und Fische„reyroboth ꝛc. bestimmt werden, welches „freylich den richtigsten Schlüßel zur herr„schaftlichen Erträgniß ausmachte. — Um „diesen auf keine Weise zu verfehlen, müßte „eine Cameral Herrschaft genau geprüft wer-

 „den,

„den, mit was für Preisen die Obrigkeiten
„und Unterthanen mitsamen bestehen kön-
„nen. Wäre dieses einmal bestimmt, so
„könnte dieses Beyspiel auf alle übrige Pro-
„vinzen und Kreise, nach einer mittelst der
„Regula de Tri zu verfassenden geometrischen
„Proportion, angewendet werden. Den
„Obrigkeiten und Unterthanen stände frey,
„Vergleiche unter sich einzugeben, wie die
„Schuldigkeiten entweder mit der Arbeit ab-
„zudienen, mit Geld- oder Naturalproduk-
„ten abzuzahlen wären. Uiberdieß bliebe
„der Obrigkeit frey, ihre Mayergründe zu
„verkaufen, zu verpachten, oder selbst zu
„beurbaren. — Nach den obigen Grundsä-
„tzen hätte also der Bauer 40 Procent für sich
„und zu Bestreitung seiner ganzen Wirth-
„schaft übrig. In so weit alles dieses zu-
„sammengenommen hinlänglich wäre, die Be-
„dürfniße des Staats zu bedecken, müßten
„alle andere Abgaben, besonders die Con-
„sumo und Salzgefälle aufgehoben werden;
„auch hätten alle Polizeyanstalten wegen Wohl-

„feil-

„feilheit aufzuhören, und wäre hingegen
„der Freyhandel aller Naturprodukte, und
„die freye Fabricirung derer, so zum Lebens-
„unterhalt gehören, in Städten und auf dem
„Lande ohne zunftmäßige Vorrechte, und ohne
„Bedingung auf Gewicht und Maß zu ver-
„statten. Ein jeder Bauer bekäme ein Bü-
„chel, in welchem die ihm von der Gemein-
„de gemachte Ausmaß seiner Gründe, die
„Klasse, in welcher er ist, dann die 20 Pro-
„cent, die er seiner Grundherrschaft zu be-
„zahlen hätte, nebst den Preisen aller per-
„sönlichen Dienste enthalten wären. Nach
„dieser Maß könnte er mit seiner Herrschafr
„paktiren; und ist die in seinem Büchel vor-
„geschriebene Summe angefüllt, so wüßte er
„auch, daß er selber nichts mehr zu leisten
„hätte. — Eine dergleichen Einrichtung,
„welche alle Industrie frey ließe, könnte nicht
„anders, als der Nation eine außerordentli-
„che Schnellkraft geben. Es müßte aber
„auch in allen Provinzen dieses System durch-
„aus gleichförmig seyn, wodurch alle Zwi-

„schenmäuthe von einem Lande in das ande„re gänzlich aufzuheben, und die freye Cir„culation unter etlichen zwanzig Millionen „Menschen herzustellen wäre. — Bevor die„ses wichtige Geschäft entschlossen würde, „und ins Werk käme, müßte die oben ange„führte Ausmessung und Schätzung voraus„gehen, um zu bestimmen, was die ganze „Summe, und in wie weit solche die Be„dürfnisse des Staats bedecken, und was für „ein Aequivalent sie für die aufhörende Ab„gaben ausmachen würde, weil diese neue „Verfassung nicht stückweise, sondern in al„len ihren Theilen zugleich müßte eingeführt „werden. Man könnte zwar dagegen ein„wenden, daß diejenigen Provinzen, so einen „vortheilhaften auswärtigen Handel mit Ge„treide und Wein geführt haben, wegen des „steigenden Preises dieser Produkte in der „Konkurrenz nicht mehr aufkommen würden; „diesem Mittel wäre aber leicht mittels Prä„mien auf die Ausfuhr abzuhelfen. Und da „die Erde nicht bloß Wein und Getraide er-

„zeugt,

„zeugt, so könnte sie auch zum Besten der „Viehzucht und anderer Industrialbranchen „benutzet werden, woraus unzählbare Vor„theile entstünden, da besonders die Gränzen „mit besserer Mauteinrichtung versehen, und „die nur zur Uippigkeit dienenden fremden „Produkte hindangehalten, hingegen der in„ländische Ackerbau und Industrie in allen „Fächern befördert würden.“

Für die Oekonomen ist dieß ein interessantes Stück. Man sieht, daß die Grundbegriffe davon aus dem physiokratischen System genommen sind. Eine seltsame Mischung von wahren und scheinbaren Vortheilen, von grossen Ideen und unbeteudendem Detail; und Schwierigkeiten und Einwürfe dagegen, mit einem Federstrich gehoben, ohne Rücksicht auf alte Verfassung und daraus entstehende Revolutionen im häuslichen Schicksal vieler Tausenden.

Nach vielen Uiberlegungen und Berathschlagungen wurde endlich die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser neuen Steuerregulirung

entschieden, und dem zufolge noch im April 1784 ein Manifest publicirt, daß in Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Oestreich ober und unter der Ens, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz und Gradiska, sogleich die hierzu erforderlichen Vorbereitungen sollten zu Stande gebracht werden; nähmlich 1. die Aufzeichnung und Ausmessung aller fruchtbringenden Gründe und Realitäten; 2. Die Bestimmung des Körnerertrágnißes nach der Fruchtbarkeit der Gründe.

Die Grundlage bei diesem Geschäfte blieb dieselbe, wie sie in dem Entwurf des Kaisers war. Den Erfolg von der ganzen Sache werden wir einige Jahre später sehen.

XXII.

Tauschprojekte. — Fürstenbund. — Neue Stiftungen. — Nuntiaturstreitigkeiten. — Aufhebung der Majorate.

Kaum hatte das Haus Oestreich im Spanischen Succeßionskriege die Niederlande erobert, als man in Wien auch schon die Bemerkung machte, daß der Besitz dieser Provinzen grosse Unbequemlichkeiten habe. Die vortheilhafte Seite der Acquisition war, daß man eine ansehnliche, ihres Reichthums und Handels wegen wichtige Provinz erhielt. Aber ihre Entlegenheit von der übrigen zusammenhängenden Masse des östreichischen Staatskörpers, machte die Erhaltung und Vertheidigung derselben sehr schwer. Sie eröffnete eine schwache Seite, von der man den Staat immer packen, seinen politischen Gang bey jedem Anlaß hindern, und ihn zu Kosten oder

Auf-

Aufopferungen nöthigen konnte, welche in Einem Jahre alle Vortheile verschlangen, die er durch ein halbes Jahrhundert aus diesen Provinzen zog.

Als es nun beim Badner Frieden darum zu thun war, den in die Reichsacht erklärten französischen Allirten, Maximilian von Bayern, wieder in seine Kurwürde und Erblande einzusetzen: so schlug man vor, ihm die Niederlande zu geben, und dagegen Bayern für Oestreich einzutauschen. Die Sache kam zwar nicht zu Stande, doch ward in einem Artikel des Friedensschlußes eingerückt: wenn der Kurfürst oder seine Nachfolger je einen solchen Tausch mit seinen Provinzen vornehmen wollten, sollten sie dazu befugt seyn.

Noch ehe der Scheldestreit zwischen dem Kaiser Joseph II. und den General-Staaten geschlichtet war, that der am Rheinischen Kreise angestellte Rußische Gesandte Graf Romanzow, im Januar 1785 dem Herzog von Zweybrücken den Antrag eines Tausches zwischen Bayern und dem größten Theil der

östreichischen Niederlande, und verlangte dessen Beistimmung oder Antwort, als nächsten Erbfolgers in Pfalz-Bayern, indem der Kaiserliche Gesandte zu München darüber ebenfalls von seinem Hofe Instruktionen erhalten hatte. Der Herzog von Zweibrücken war diesem Ländertausch entgegen: er wandte sich unverzüglich an Preussen und Frankreich, um die Sache rückgängig zu machen.

Der König von Preussen, welcher schon im Kriege von 1778 bewiesen hatte, wie sehr es ihm am Herzen liege, daß Bayern nicht mit Oestreich verbunden werde, handelte sogleich mit thätiger Lebhaftigkeit dagegen. Da der Rußische Hof erklärte, daß man einen solchen Tausch weder dem Teschner Frieden, noch der Verfassung des deutschen Reichs entgegen zu seyn glaubte: so wendete er sich an die deutschen Fürsten, brachte zuerst den Kurfürsten von Sachsen, und nachher das Ministerium von Hannver zu einem Einverständniß mit ihm. Am 23 Julius 1785 unterzeichneten diese drey Höfe

zu

zu Berlin die Association, oder den sogenannten Fürstenbund, zu dessen Beitritt nachher der König von Preussen sogleich in einer eignen Erklärung an seine Reichsmitstände, dieselben einlud, und den Herrn v. Böhmer zur Bewirkung der Sache an die meisten Höfe im Reiche herumsandte.

Der Kaiser erließ Kreisschreiben an die Stände des deutschen Reichs, um die Höfe von dieser Association, die auf falschen Gründen beruhe, abzuhalten. König Fridrich suchte dagegen den Fürstenbund zu verstärken, dem auch in den folgenden Monathen mehrere weltliche und geistliche Fürsten beitraten. . . . Der Kaiserliche Hof gab eine „Prüfung der Ursachen einer Association zur Erhaltung des Reichssystems" heraus. Gegen diese erschien vom Preussischen Hofe eine „Beantwortung der Prüfung der Ursachen einer Association zur Erhaltung des Reichssystems." Auch Privatschriftsteller schrieben für und wider die Sache.

In=

Indessen erklärte der Berliner Hof, daß die Association nicht gegen den Kaiser, noch überhaupt gegen irgend jemand gerichtet sey, sondern bloß die Vertheidigung und Erhaltung des Reichssystems zur Absicht habe. So ruhte die Streitigkeit, und kam zu Ende des Jahrs in eine völlige Stille.

Bald darauf fing der Kaiser an, solche Vorkehrungen in den Niederlanden zu machen, daß sich daraus schliessen ließ, er sey von dem Tauschprojekte dieser Provinzen gänzlich abgegangen.

* * *

Schon seit dem Anfang seiner Regierung hatte Joseph verschiedene von den milden Stiftungen eingezogen, um die Fonds davon auf eine ordentliche und angemessene Art zum Beßten der armen und leidenden Menschheit zu verwenden.

Er

Er stiftete und baute das grosse Universalspital auf 2000 Kranke, welches wirklich ein Muster der Vollkommenheit in seiner Art ist *). . . . Mit diesen Spital verband er das Gebährhaus für ledige Mädchen, und den Thurm für die Wahnsinnigen.

Er verbesserte und erweiterte das Findelhaus.

Er gründete das Armen-Institut.

Nach dem Muster dieser in der Residenzstadt errichteten Anstalten, gründete er auch ähnliche Spitäler, Gebähr- und Findelhäuser in den Hauptstädten der Provinzen, in Pest, Prag, Brün, Grätz rc.

Für unvermögende Töchter aus guten und verdienten Familien, errichtete er Stiftungen in der Lombardey, in Tyrol, in Steiermark, in Böhmen, in Ungarn.

Für

*) Mit der Inschrift: Saluti et Solatio Aegrorum Josephus II. 1784.

Für alte, abgelebte Leute errichtete er Armenhäuser in kleinen Provinzorten und wohlfeilen Gegenden, wohin er sie aus den Hauptstädten verlegte.

Man muß gestehen, daß nicht alle diese Institute ihren vorgesetzten Zweck gehörig erreichten; daß ihre Anzahl und ihre Dotirung nicht ganz so reichlich ausfiel, als das Publikum meinte, daß es aus den Fonds der aufgehobenen Anstalten dieser Art hätte geschehen können. Da nun bei dem grossen Haufen des gemeinen Volks jede Neuerung schon an sich selbst verhaßt ist; da nicht so viele Leute und nicht so leicht mehr die Aufnahme bei solchen Anstalten erhielten, wie es in vorigen Zeiten geschehen war: so entstand, statt Erkenntlichkeit und Zufriedenheit, beinahe allgemeines Murren und Tadel über diese Einrichtungen.

Das Militärspital und die Unterrichtsanstalt für Taubstumme wurden auf Aerarialkosten angelegt.

* * *

Um diese Zeit hatte der Römische Hof eine neue Nunciatur in Bayern errichtet. Die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe fanden dadurch ihre Gerechsame gekränket; sie wandten sich an den Kaiser, der sie in einem Reskript aufforderte, ihre Metropolitan- und Diöcesenrechte ungestört auszuüben, ihnen gegen die Eingriffe der päbstlichen Nuncien seinen Schutz versprach, und in Rom wirklich dagegen Vorstellungen thun ließ.

Dem zahlreichen Adel in seinen Ländern gab Joseph dadurch grossen Stoff zu klagen, daß er die Fideikommißgüter und Majorate in so weit aufhob, daß der zeitliche Besitzer mit den Realitäten derselben nach Belieben schalten konnte, sobald er den Preis, zu welchem das Fideikommiß oder Majorat bei seiner Stiftung geschätzt wurde, an Kapitalien in den öffentlichen Staatskassen hinterlegte.... Durch diese Verfügung befürchteten die grossen Familien, in wenigen Generationen ihren alten

Glanz

Glanz zu verlieren. Dieses Besorgniß wurde dadurch noch mehr erhöht, daß in Zukunft die Allodial-Güter unter Brüdern und Schwestern zu gleichen Theilen beerbt werden mußten. . . . Eine neue Verordnung: daß jeder Güterbesitzer doppelte Steuer bezahlen sollte, der nicht wenigstens alljährlich sechs Monate in den Oestreichischen Provinzen verlebte, erregte auch Misvergnügen bey vielen vornehmen Familien im deutschen Reiche, in Polen und Italien.

XXIII.

Reformen in Galizien, in Tyrol, in der Lombardey und in den Niederlanden. — Neue Gesetzbücher. — Tod des Königs von Preussen.

Sobald Oestreich in dem rechtlichen und förmlichen Besitz von Galizien und Lodomerien war, fieng es an, diese Provinzen gänzlich auf den politischen Fuß seiner übrigen deutschen Erbländer zu setzen. Gleich von Anbegin wurde dieses Land in allen Staats-Urkunden stäts unter die deutschen Provinzen gezählt: das heißt, es wurde vollkommen nach dem Muster derselben gestaltet.

Es bekam die Konskription schon unter Maria Theresia, die Eintheilung in Kreise und die Kreishauptleute. Unter dem Kaiser bekam es die deutsche Sprache bei den öffentlichen Geschäften, deutsche Gerichtsverfassung, den deutschen

Kon=

Kontributionsfuß, deutsches Geld, deutsche Schulen, deutsche Waaren, deutsche Kirchenverfassung. Alles dieses wurde nach und nach eingeführt, und es entstand keine Unruhe über irgend eine dieser Verfügungen.

Jetzt traf die Reihe Tyrol. Die Stände dieser Provinz waren noch immer in dem Besitz beträchtlicher Freyheiten. Kaiser Joseph, der alte Gewohnheiten und Privilegien ungern auf der Bahn seiner Reformen fand, überschritt sie auch hier. Es wurde die militärische Konskription vorgenommen; es wurde die neue Gerichtsordnung eingeführt; im kirchlichen Fache wurden Klöster aufgehoben, Prozessionen eingestellt, Gottesdienst und Kirchen aller überflüßigen Nebenwerke entladen; das Mauthwesen abgeändert. . . . Diese ungewohnten Dinge verursachten Misvergnügen und lautes Murren. Es kam sogar hie und da zu kleinen Thätlichkeiten; aber im ganzen wurde doch die Ruhe noch erhalten.

Die Lombardey war keineswegs von dem allgemeinen Plan der politischen Umstaltung

ausgenommen. Sie erhielt die Eintheilung in Kreise und die Kreishauptleute, die deutsche Gerichtsverfassung, die Verminderung der Klöster und des Kirchenputzes, ein Priesterseminarium nach deutscher Art, und deutsche Uhren. . . . Alles wurde ohne Unruhe und Widersetzlichkeit eingeführt.

Nun waren noch die Niederlande übrig. Es kamen die General-Gouverneurs und der Minister Belgiojoso nach Wien. Nachdem sie wieder in die Niederlande zurückgekehrt waren, fing man auch dort die Reformen an. Bruderschaften, Prozessionen, Kirchenputz und Klöster verschwanden. Es entstand ein General-Seminarium; die Universität in Löven sollte zweckmäßiger eingerichtet; das Land in Kreise, gleich den übrigen erbländischen Provinzen eingetheilt, und die Verwaltung der Geschäfte durch Intendanten versehen, auch der souveräne Rath von Brabant aufgelößt, und durch einen höchsten königlichen Rath ersetzt; die alte Gerichtsordnung gegen eine neue vertauscht werden. Ueber-

haupt fand der Kaiser manches in den alten Privilegien des Landes nicht mehr für unsere Zeiten passend, und änderte es ohne Bedenklichkeit ab. . . . Die Stände machten zwar lebhafte und nachdrückliche Einwendungen gegen diese Eingriffe in die verjährte Landeskonstitution; doch ward die öffentliche Ruhe nicht gestört.

* *
*

Bei dieser allgemeinen politischen Verwandlung aller Provinzen, aller Zweige der Staatsverwaltung, war es natürlich, daß die alten, bis dahin noch bestehenden Gesetze manchmal mit den neuen Einrichtungen in Kollision kommen mußten. Also wurden nun auch neue Gesetzbücher gegeben, an deren Kompilation man schon einige Zeit gearbeitet hatte. Zuerst erschien das Bürgerliche Gesetzbuch für die deutschen Staaten. Es be-

stimmt die Verhältniße zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Vormündern und Waisen &c.

Die Sprache desselben ist klar, deutlich, entscheidend; der Ausdruck ungekünstelt und jedermann verständlich. Man freute sich, ein so faßliches und so wenig weitschweifiges Gesetzbuch zu haben, das zum auffallenden Abstich der ältern Bücher dieser Art, nur aus wenigen Bogen bestand. Allein, bald sah sich die Regierung genöthiget, in wenigen Jahren schon ein paar hundert Nachträge und Erläuterungen darüber zu geben, welche manchmal Verwirrung zwischen den ersten einfachen Grundsätzen und diesem Gefolge von Glossen anrichteten.

Bald nach dem Bürgerlichen Kodex erschien auch das Allgemeine Gesetz über Verbrechen und derselben Bestrafung.

Auch dieses Gesetzbuch hat die wirklich schätzbaren Verdienste der Kürze, der Deutlichkeit und Faßlichkeit für jedermann, und manche gute neue Idee. Es unterscheidet die

Kri-

Kriminal-Verbrechen von den politischen oder Polizei-Verbrechen, es spricht nichts von der Folter. . . . Die Todesstrafe ist nur in dem einzigen Fall des öffentlichen Aufruhrs verhängt, und schränkt sich bloß auf den Strang ein. Die übrigen Kriminalstrafen sind Anschmiedung, Brandmarkung, Gefängniß, öffentliche Arbeit, Stock- Karbatsch- und Ruthenstreiche, Ausstellung auf der Schandbühne. Gegen Verbrechen und Strafe ist keine Verjährung. Der Kriminalverbrecher verliert während der Strafzeit den Fruchtgenuß seines Vermögens, und kann kein Testament machen. Doch trifft die Entadelung nur seine Person; und nach geendigter Strafzeit tritt er wieder in alle Rechte des Eigenthums und der bürgerlichen Gesellschaft. . . . Auch für die politischen Verbrechen sind die Strafen, Schläge, Ausstellung auf der Schandbühne, Arrest, öffentliche Arbeit, Verweisung aus einem Orte: nur ist alles dieß weniger, gelinder, kürzer. Geldstrafe ist für den einzigen Fall des verbothenen Spiels.

Ohne die Verdienste dieses Gesetzbuchs zu verkennen, hat man doch die gegründeten Einwürfe dagegen gemacht, daß die so häufig und beinahe allgemein verordneten Stockschläge eine meist unzweckmäßige, eines gesitteten Volks unwürdige, den Charakter desselben verderbende Strafe sey, nur für Barbaren und Sklavensinnige Menschen anwendbar. Die Strafe des Schiffziehns verdient das Geschrei nicht, welches man in Deutschland und anderen Ländern darüber erhoben hat; denn sie ist keineswegs peinlicher, als die so allgemein eingeführte Galeerenstrafe, gegen die man nichts einwendet.*)

Ganz

*) Dieses kann ich nach dem Zeugniß glaubwürdiger Männer behaupten, welche während des gegenwärtigen Türkenkrieges auf solchen von Verbrechern gezogenen Schiffen fuhren. Die Schiffzieher haben von Station zu Station hölzerne Baraken, um darin zu übernachten. Sie bekommen täglich eine kleine Portion Wein, auch zweymal in der Woche Fleisch zum essen. Im Jahr 1788 liessen 30 zum Gassenkehren in Wien verurtheilte Männer dem Kaiser eine

Ganz anders verhält es sich mit der Anschmiedung im schwersten Gefängniß. Dieß ist eine Art von Grausamkeit ohne Nutzen. Es dient nicht zum abschreckenden Beispiel des Publikums, weil es den Angeschmiedeten nicht sehen kann. Es kann nicht zur Besserung des Verbrechers dienen, weil es nie weniger als dreyßig Jahre dauern darf, folglich den Verurtheilten durch die Länge der Zeit und die qualvolle Lage, entweder wahnsinnig oder rasend macht, oder ganz tödtet. In Vergleich mit dieser Strafe sind Galgen und Rad allerdings menschlicher, und sie ist ein wahrer Schandfleck für unser Jahrhundert.

Bittschrift überreichen, worinn sie ansuchten, zum Schiffziehn in Ungarn geschickt zu werden, welches auch geschah. Und dann muß man den Umstand nicht aus dem Gesichte verlieren, daß dieses Schiffziehn eine der verdienten Todesstrafe substituirte Arbeit sey, folglich keineswegs gelinde seyn darf.

* * *

Noch im J. 1786 starb Fridrich, König von Preussen *); aber sein Tod hatte keine auffallende politische Veränderung zur Folge.... Dieß war der Mann gewesen, welcher dem ganzen Staatssystem von Europa eine andere Richtung gegeben hatte; von dem Oestreich viermal angefallen wurde; und dessen unausgesetzte Bemühung es gewesen war, alle grossen Plane dieses Hauses zu durchkreutzen. Er gab zuerst das Beispiel, in einem Staat von höchstens sechs Millionen Menschen die übermäßige Truppenzahl von 200000 Mann immer stehend zu halten. Diesem Muster musten die übrigen Mächte nach ihren verhältnißmäßigen Kräften folgen; und daraus entsprang die Nothwendigkeit, durch künstliche Finanzsysteme und vermehrte Volksauflagen, jene erstaunungswürdige Anstrengung unsrer Zeiten zu bewirken, welche freylich die menschli-

*) Am 17 August 1786.

menschliche Industrie hoch empor hebt, aber im Grunde doch für alle Nationen drückend ist.

Fridrich war ein grosser Krieger, war Philosop, Dichter und Geschichtschreiber. Er nahm der Mutter Josephs Schlesien und Glatz mit Gewalt weg; versicherte aber nach ihrem Tode; „er sey niemal ihr Feind gewesen.“ *)

Nach dem Tode Fridrichs schien es, eine Zeitlang, als ob sich die Höfe von Wien und Berlin einander nähern wollten. Die Offiziers beider Mächte erhielten die unter Friedrich nie genossene Freiheit, ohne besondere Erlaubniß die wechselseitigen Provinzen zu besuchen, und thaten es auch wirklich. Man schloß freundschaftliche Verträge, welche den Handel und das gute gränznachbarliche Betragen zum Zweck hatten.

XXIV.

*) J'ai fait la guerre à Marie Therese, mais je n'ai jamais été son ennemi. *Lettre à M. d'Alembert.*

XXIV.

Reise nach der Krim.

Wie sich die Zeiten ändern! . . . . Im Jahr 1683 waren es die Krimischen Tatarn vorzüglich, welche das Land Oestreich mit Furcht und Graus erfüllten, Wiens blühende Auen, und Städte und Flecken und Dörfer rings um diese Stadt in Wüste und Aschenhügel verwandelten, viele tausend Unterthanen Leopolds in Ketten mit sich fortschleppten, und diesen vor ihnen fliehenden Kaiser selbst zu rauben drohten. — Und im Jahr 1787 ging der Enkel Leopolds, Joseph II. als Graf von Falkenstein, mitten durch die Krim; und mit tiefer Ehrfurcht blickten ihn eben diese Tatarischen Horden an, deren Geschäft es seit Jahrhunderten war, im Erbe seiner Väter zu plündern, zu brennen und zu morden.

Nachdem Katharine II. vollkommene Frau der Krimischen Tatarey geworden, beschloß sie diesen ihren neuen Staat, den sie für die Zu-

kunft

kunft Taurien zu nennen befahl, *) in eigner Person zu bereisen, und daselbst mit allem Glanz einer Kaiserinn zu erscheinen. Unser Kaiser Joseph ergriff diese Gelegenheit, seine hohe Bundsgenossinn abermahl zu besuchen. Er ging am 11 April 1787 mit dem General Kinsky und einem kleinen Gefolge, wie gewöhnlich als Graf von Falkenstein, aus Wien ab, hielt sich eine Weile in Lemberg und den benachbarten Gegenden auf, setzte dann seine Reise durch Pohlen fort, besprach sich zu Korsun mit dem Könige von Pohlen, und langte am 14 Mai in der neuen Stadt Cherson an.

Die Kaiserin Katherine war indessen zu Anfang dieses Jahrs mit einem sehr zahlreichen und prächtigen Gefolge von Ministern, Generalen, Hofdamen, Staats- und Militär-Personen von Petersburg nach Kiow gegangen. Dort bestieg die ganze Reisegesellschaft eine eigens dazu bereitete Flottille von

zwan-

*) Schon bey den Griechen hieß diese Halbinsel Chersonesus Taurica.

zwanzig Galeeren. Man ging den Dnieper hinab, bis zu der polnischen Stadt Kaniew. Dort befand sich der König von Pohlen, welcher der Kaiserin einen Besuch auf ihrer Galeere machte, an deren Bord auch das eben eingefallene Geburtsfest des Königs gefeyert wurde. Von Kaniew wurde die Fahrt noch zu Wasser bis Krementschuck fortgesetzt, wo dann die ganze Gesellschaft an das Land stieg, und in Wägen die Reise weiter nach Cherson machte.

Bei dieser Stadt, in der benachbarten Gegend, und in der Krimischen Halbinsel selbst, hatte sich eine Rußische Armee von etwa 120000 Mann zusammengezogen, um Ruhe, Ordnung und Sicherheit für die hohen Reisenden zu handhaben.

Als Kaiser Joseph in Cherson eintraf, war Katherine noch nicht dort angelangt. Er ging also derselben bis über Kaidack entgegen, wo sie am 18 Mai einander begegneten, sich zusammen in den Wagen setzten, und am 23 in die Stadt Cherson einfuhren.

Unter dem glänzenden Gefolge der Kaiserinn befanden sich, nebst vielen Rußischen und Pohlnischen Herrschaften, auch der Bothschafter des Kaiserlich-Königlichen Hofes Graf v. Cobenzl, so wie der Französische und Englische Gesandte Graf v. Segür und Hr. Fitzherbert, die Fürsten Potemkin, Ligne und Nassau, die beiden Minister an der Pforte, Herbert und Bulgakow, welche eigens aus Konstantinopel nach Cherson gekommen waren.

Joseph befand sich meistens in der Gesellschaft Katharinens. Sie speisten mit einander, fuhren durch die Stadt, Vorstädte und die umliegende Gegend. Die Kaiserinn besah die neuen Gebäude und Anstalten; theilte Geschenke, Beförderungen, Orden, Aemter und Ehrenstellen aus; gab einem neu vom Stapel gelassenen Kriegsschiffe von 80 Kanonen, den Namen Joseph der Zweyte; und wohnte mit ihrem hohen Gaste einigen öffentlichen Ergötzlichkeiten bei.

Beide Monarchen liessen jetzt den größten Theil ihres Gefolges in Cherson, und

gingen mit einem kleineren am 27 Mai nach der Krimischen Halbinsel ab. Am 28 setzten sie in einer Schaluppe auf die Insel Taman über. Am 29 kamen sie nach Perecop, und Joseph besah dort die Befestigungs-Linien an der Erdzunge, sammt der umliegenden Gegend. Am 30 Mai trafen sie in Baktschi-Sarai ein, dem Wohnplatze der ehemaligen Khans der kleinen Tatarey; und dieses Baktschi-Sarai, mitten in der Krim, ward heute nach Art Europäischer Residenzstädte erleuchtet. Die Kinder adelicher Griechen und Albaner, und der tartarischen Mursen, kamen am 1 Junius zum Handkuß Katharinens; und zu Mittag speiste der dem Koran getreue Mufti Musalaph Effendi mit einer griechischen Kaiserinn und einem katholischen Kaiser an derselben Tafel. . . . Von da ging die Reise nach dem Seehafen Sebastopel, wo die beiden hohen Reisenden ein Kriegsschiff bestiegen, die dort liegende Flotte und verschiedene Manoeuvres derselben besahen; dann den Rückweg wieder durch Baktschi-Sarai nach

Theodosia nahmen; und weiter über Perecop nach Berislawl reisten.

Hier nahm Joseph der II. von Katharine der II. am 13 Junius Abschied, und ging mit solcher Schnelligkeit über Lemberg nach seinen Staaten zurück, daß er schon am letzten Junius wieder in Wien eintraf. . . .
Die Politiker und Kannegießer ermangelten nicht, über die Reise nach der Krim ihre Vermuthungen und Schlüsse auszuspinnen. Gewiß ist indessen, daß Josephs philosophische Neugierde, und sein bekannter Durst nach Kenntniß fremder Völker und Staaten, grossen Antheil daran hatten. Und was etwann von politischen Absichten dabei zum Grunde lag, das entwickelte sich bald darauf, und war eigentlich keine unerwartete Erscheinung.

So wandelte in diesem Jahre der Kaiser der Deutschen durch ein Land, wohin wahrscheinlich vor ihm noch kein Deutscher gekommen war, ausser in Sklavenfesseln oder in Rußischer Uniform.

Katherine hatte diese Reise mit allem nur möglichen Pracht und Aufwand gemacht. Viele tausend Pferde wurden dabei gebraucht. Die Kosten müssen eine Million Rubel überstiegen haben. Dieser schon an sich selbst höchst merkwürdige Zug nach Taurien, wurde durch die Theilnehmung Josephs für ganz Europa noch auffallender. Die Ottomanische Pforte konnte dabei am mindesten gleichgültig seyn. Sie schickte einige Schiffe nach dem nur wenige Meilen von Cherson entlegenen Oczakow, und versammelte in der Nachbarschaft dieser Festung eine Landarmee von einigen tausend Mann. Auch verstärkte sie die Besatzungen in Choczim, Bender und den übrigen Plätzen Bessarabiens. Während der ganzen Reise der beiden Souveräns hielten sich zwar alle diese Türkenhaufen ruhig. Aber bald ward der Schauplatz blutig; und der Ost und Nord von Europa gerieth in Flammen.

XXV.

Erste Unruhen in den Niederlanden.

Die ersten Tage, welche Kaiser Joseph mit seiner hohen Bundsgenossin in Taurien zubrachte, waren für ihn die letzten Tage von Zufriedenheit, Ruhe und Glück. Jetzt began für ihn die grosse Unglücks-Epoche, eine Zusammenhäufung von Empörungen, Kriegen und Krankheiten, woraus Er nur durch seinen eignen Tod entkam.

Während daß Joseph an den Ufern des Schwarzen Meeres herumreiste, entstand in einer Entfernung von vierthalbhundert Meilen, in der entlegensten seiner Provinzen eine Flamme, die stäts weiter um sich griff, die noch bis auf diesen Tag fort brennt, von der also einsweilen genug sey, das zu sagen, was vor den Augen aller Welt geschah.

Seinem grossen Plan gemäß, hatte der Kaiser auch in den Niederlanden jene politischen

Veränderungen eingeführt, die in den übrigen Provinzen eine gleichförmige Verwaltung des ganzen Staats bewirken sollten. . . . Die erste Widersetzlichkeit dagegen entstand schon zu Ende des Jahrs 1786, in dem Generalseminarium zu Löwen. Dieser Studenten-Tumult schien so bedenklich, daß man Truppen nach Löwen und selbst in das Seminarium schickte. Der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Frankenberg, eifriger Gegner der neuen Seminarien, wurde nach Wien berufen, um sich dort von den guten Zwecken und Absichten der Regierung bei Errichtung derselben zu überzeugen. Der in Brüssel residirende päpstliche Nuntius Zondadari erhielt Befehl, die Niederlande zu verlassen, und nahm seine Wohnung in einem benachbarten Lüttichischen Kloster. . . . Durch einige Modifikationen wurde dem Anschein nach die Ruhe wieder hergestellt.

Mit dem Jahre 1787 sollte auch die neue politische und gerichtliche Verfassung ihren Anfang nehmen. Der Kaiser zweifelte nicht an der Befolgung seiner Befehle, und

reiste indessen nach der Krim. . . Am 17 April versammelten sich die Stände von Brabant, um die Einhebung der gewöhnlichen Subsidien zu besorgen. Am 26 übergaben sie eine Vorstellung an die k. k. General-Gouverneurs, daß sie die Subsidien nicht ferner bewilligen könnten, wenn nicht alle neuen Einrichtungen, die der Joyeuse Entrée zuwider seyen, vorzüglich der Gouvernements-Rath, die Justizstellen und Kreishauptmannschaften, sogleich aufgehoben würden. Ob nun schon das Volk in den meisten Provinzen mit diesen Einrichtungen zufrieden schien, so hoben doch die General-Gouverneurs erst in Brabant, dann auch in den Provinzen Flandern, Namur, Tournay, Geldern und Mecheln, einsweilen die Aktivität der neuen Gerichtshöfe auf. Die alten einheimischen Landesstellen traten wieder in ihre Wirksamkeit.

Ein wegen Betrug gegen die landesherrliche Kasse verhafteter Seifensieder, diente den bürgerlichen Gewerkschaften von Brüssel, Antwerpen und Löven zum Vorwand, eine höchst

ungestümme Vorstellung an die Stände zu geben, worinn sie allgemein über Verletzung ihren Freiheiten klagten. Diese Vorstellung gaben die Stände mit einer noch ungestümmern von ihnen selbst, begleitet, an die General-Gouverneurs. Sie forderten darin, daß die Gouverneurs in ihren Erklärungen bestimmter, ohne Zweideutigkeit reden sollten; daß nebst den innländischen Gerichtsstellen, auch die aufgehobenen oder zum aufheben bestimmten Klöster, Bruderschaften, Kirchen, Prozessionen, Kirchweihfeste rc. wieder hergestellt; daß alle Eingriffe in die Joyeuse Entrée zerstört werden sollten; und dieses ohne Verzug und ohne Ausflüchte. . . . Durch diese Schritte wurde das Volk erhitzt, man besorgte unangenehme Auftritte. . . Die Gouverneurs gaben am 28 Mai eine neue Erklärung, daß sie die Vorstellungen der Stände an den Kaiser geschickt hätten; daß bis zur Rückkunft derselben nichts gegen die Joyeuse Entrée unternommen werden soll; daß sie den Ständen versprächen, der Kaiser würde gewiß

in

in ihre Vorstellungen und Vorschläge willigen. Einige aus Wien nach den Niederlanden abgesendete Beamte und Lehrer entfernten sich.

Alles dieses war den für ihre Landeskonstitution besorgt scheinenden Niederländern noch nicht genug. Die neun Nationen oder Gewerkschaften von Brüssel übergaben am 30 Mai eine neue Bittschrift an die Stände von Brabant, und diese machten noch an demselben Tage neue Vorstellungen bei dem Gouvernement, wodurch sie verlangten: die General-Gouverneurs sollten erklären, daß alles jenes ohne Ausnahme und Einschränkung aufgehoben sey, was der Joyeuse Entrée, den Rechten, Freiheiten, Urkunden ꝛc. der Nation und der Privatleute zuwider sey; die General-Gouverneurs sollen erklären, daß sie volles Zutrauen haben, der Kaiser werde ihre Erklärung ohne Einschränkung bestätigen; die General-Gouverneurs sollen jene verdächtigen Personen von sich entfernen, welche dem Publikum verhaßt seyen.

Am eben diesem Tage noch, um 11 Uhr in der Nacht, fertigten die General-Gouverneurs eine Urkunde aus, worin sie alle diese Forderungen in ihrem vollen Umfange bewilligten.

Somit waren sämmtliche geistliche und weltliche Gerichtsstellen mit ihren alten Vorrechten wieder eingesetzt; die Bischöfe hatten nicht weiter der königlichen Einwilligung nöthig, um ihre Verordnungen zu publiziren; die Universität von Löven wurde wieder in ihre alten Freiheiten eingesetzt; alle Bruderschaften, Prozessionen rc. waren wieder hergestellt; die Verordnung in Ehesachen war aufgehoben; die Klöster sollten wieder existiren, gedeihen und wachsen rc. rc.

Weiter konnten die Wünsche der Nation und das Nachgeben der Regierung nicht gehen. Darum gab man auch am 31 Mai in Brüssel das Spektakel eines öffentlichen Triumphs. Sechshundert junge Brabänter zogen die General-Gouverneurs in ihrem Wagen zum Schauspielhause; die ganze Stadt war er-

leuchtet; man feuerte die Kanonen ab, man läutete alle Glocken. . . . In den nächst darauf folgenden Tagen kamen zahlreiche Deputationen aus den Hauptstädten der übrigen Provinzen nach Brüssel, ihre Danksagungen abzustatten, und ihre Freudenbezeugungen zu machen.

War es den Niederländern im Ernste darum zu thun, Zutrauen und Ruhe herzustellen und aufrecht zu erhalten: so hatte man jetzt allen Anlaß, ja sogar die Pflicht dazu. Allein, die Folge der Eräugnisse läßt andere Absichten vermuthen. . . . In Antwerpen fing man in der Nacht vom 15 auf den 16 Junius eine Meuterei an, weil der abgesetzte Kreishauptmann mit andern Leuten nächtliche Zusammenkünfte in einem aufgehobenen Kloster haben sollte. In Mecheln brauchte man den nichtswürdigen Vorwand von einem Butterkarren, um ebenfalls einen Auflauf anzuzetteln. Diese Umstände führten auf die scheinbare Nothwendigkeit, Volontairskorps und Bürgerpatrouillen zu errichten, um die öffentliche Sicherheit in diesen Orten zu hand-

haben. Da man in Brüssel und andern Städten ähnliche Auftritte zu befürchten Miene machte, so errichtete man auch daselbst ähnliche Bürgertruppen, Korps von Studenten und andern jungen Leuten.

Unterm 22 Junius schickten die Stände ihre Vorstellungen geradezu an den Kaiser selbst, und die Abschriften davon an die General-Gouverneurs und an den Fürsten Kaunitz, Staatskanzler und Chef des Niederländischen Departements in Wien, mit beigefügten Schreiben, worin sie die Reinigkeit ihrer Absichten, die Unverletzlichkeit ihrer Fundamentalgesetze betheuerten, und sowohl die Gouverneurs als den Fürsten aufforderten, ihre Sache bei dem Kaiser zu unterstützen. Noch vor dem Empfang dieser Briefe, hatte der Fürst an die General-Gouverneurs geschrieben, sie möchten den Ständen in seinem Nahmen melden, er habe das bisher vorgefallene dem Kaiser berichtet; er hoffe, sie würden einsweilen ihre Umstände nicht noch schlimmer machen; die Nation sollte vor allen

len Dingen erst sich in die Ruhe setzen; der Kaiser, welcher nur das Beste des Landes wolle, werde gern die Hand biethen, um die Sachen so herzustellen, daß die Stände und das Volk damit zufrieden seyn könne, wozu er seiner Seits alles Mögliche beitragen würde.

Sollte man es glauben! Auch dieser mit so vieler Würde und Wohlwollen geschriebene Brief des Staatskanzlers machte, statt guter Wirkung, nur verkehrte Eindrücke auf die schon einmahl verhetzten Köpfe. Sie schrieben an die General-Gouverneurs: diese hätten ihnen versprochen, alle Verletzungen ihrer Freiheiten sollten wieder gut gemacht werden; der Brief des Fürsten Kaunitz sage ihnen doch nur, daß der Kaiser die Sache mit den Niederländischen Ständen auf eine gütliche Art vermitteln wolle. Sie bestünden aber auf der unbeschränkten Wiederherstellung der alten Verfassung.

Indessen war der Kaiser am letzten Junius aus der Krim zurück nach Wien gekommen. Mit äusserstem Unwillen hatte er die

Vor-

Vorfälle in den Niederlanden vernommen: darum gab Er sogleich unterm 3 Julius folgendes Reskript an die Niederländischen Stände.

„Mein Hof- und Staatskanzler hat mir Eure Vorstellungen vom 22 Junius vorgelegt, und ich will mir noch gefallen lassen, über den Inhalt derselben durch gegenwärtiges Euch zu sagen, daß es nie meine Absicht war, die Landesverfassung meiner niederländischen Provinzen umzuwerfen, und daß alle Anordnungen, die ich meinem General-Gouvernement aufgetragen habe, einzig und ohne den mindesten Anschein eines persönlichen Interesse, zum größten Vortheil meiner getreuen Unterthanen in den Niederlanden abzielen, ohne daß ich dadurch die verschiedenen Korporationen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wollte. Alle meine Schritte müssen Euch von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen, wenn ihr noch fähig seyd, ihnen die schuldige Gerechtigkeit zu leisten.

„Bloß das in einer Menge Bittschriften an mich enthaltene vielfach wiederhohlte An-

suchen, um Herstellung einer kürzeren und weniger kostspieligen Rechtshandlung, hat mich bewogen, mich mit einigen Verbesserungen bei der Gerichtsverwaltung zu beschäftigen. Die Kreishauptmannschaften hatten keinen andern Zweck, als auf die Ausübung der Gesetze zu wachen, und die durch ihren Stand zur Beobachtung derselben verpflichteten Personen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten.

„Was verschiedene alte Freiheiten betrift, so habe ich nur die schädlichen Mißbräuche, welche sich im Lauf der Zeit wider derseben ursprünglichen Zweck mögen eingeschlichen haben, selbst mit Einwilligung derjenigen, die dabey Antheil haben, abändern wollen.

„Weit entfernt demnach irgend einer Widersetzlichkeit, und am allerwenigsten einer so verwegenen, mich zu versehen, hatte ich vielmehr Ursache zu erwarten, die Stände meiner niederländischen Provinzen würden mit eben so viel Eifer als Dankbarkeit dazu mit-

wir-

wirken. Indessen will ich als Vater und Mensch, der mit dem Unverstande Mitleiden tragen und viel verzeihen kann, dasjenige, was bisher vorgegangen ist, und Ihr Euch zu thun unterfangen habt, nur allein Mißverständnissen und falschen Auslegungen meiner Absichten zuschreiben, die durch solche Personen erzeugt und ausgestreuet worden sind, welche mehr ihrem Eigennutz als dem allgemeinen Wohl anhangen, und nichts zu verlieren haben.

„Wie dem auch immer seyn mag, so will ich es dennoch geschehen lassen, daß alle neue Anordnungen, von welchen die Frage ist, gegenwärtig suspendirt werden, und sobald nun II. KK. HH. meine Statthalter und Generalgouverneurs, nach meinen ihnen letzthin eröfneten Gesinnungen mit den Deputirten der Provinzen sich zu Wien einfinden, und letztere mir mündlich ihre Beschwerden vorgelegt, und meine Absichten vernommen haben werden, die sie allzeit nach den Grundsätzen der vollkommenen Billigkeit, und bloß auf das

Wohl meiner Unterthanen abzielen, finden sollen; dann wollen wir uns über die zum allgemeinen Beßten zu treffenden Anordnungen, nach Maßgabe der Grundsätze des Landes einverstehen.

„Wenn aber gegen alle Erwartung, dieser letzte Schritt meiner Güte gegen Euch so sehr verkannt würde, daß Ihr euch weigern solltet, mir Eure Klagen, Besorgnisse und Zweifel hierher vor mich zu bringen, und mich mit Vertrauen anzuhören, sondern Eure entehrende Ausschweifungen und unverzeihliche Schritte fortsetzen wollet: dann werdet Ihr Euch selbst alle die unglücklichen Folgen zuziehen, die unfehlbar daraus enstehen werden, was Gott verhüten wolle."

Joseph.

Mit Ende Julius kamen die General-Gouverneurs, und der Minister Belgiojoso nach Wien. Ihnen folgten in der Mitte

Augusts dreyßig Deputirte aus allen Provinzen und aus allen drei Ständen der Niederlande. Sie hatten einige Audienzen bei dem Kaiser, bei den General-Gouverneurs und bei dem Fürsten Staatskanzler, und giengen nach einem sehr kurzen Aufenthalt wieder in ihr Vaterland zurück. Der Kaiser hatte ihnen erklärt, daß sie seine weiteren Gesinnungen durch das General-Gouvernement erfahren würden. . . . Statt des Grafen Belgiojoso wurde der Graf Trautmansdorf zum bevollmächtigten Minister in den Niederlanden ernannt. Bis zu dessen Ankunft versah General Murray das Amt des General-Gouverneurs und General-Kapitäns.

Indessen hatten einige Oestreichische und Ungarische Regimenter, ein Korps Kroaten, Artilleristen, Pontoniers ꝛc. Befehl erhalten nach den Niederlanden aufzubrechen. Sie rückten bis an die äussersten Gränzen von Oestreich vor, musten aber daselbst einsweilen Halt machen. Nur das Regiment Bender ging wirklich nach Luxenburg. Die in

den Niederlanden stehenden Truppen wurden anders vertheilt, und größtentheils in der Gegend von Brüssel konzentrirt.

Ehe noch die Deputirten wieder nach Brüssel zurückgekommen waren, brachte ein Kourier des Kaisers Befehle an den G. Murray, der sie am 23 August den Ständen vortrug. Diese Befehle waren „1) Daß vorläufig alles in den Niederländischen Provinzen wieder in denselben Stand gesetzt werde, wie die Sachen am 1 April dieses Jahrs waren. 2) Daß die Universität und das Seminarium zu Löven, nebst den dabei angestellten Personen wieder in den Stand gesetzt werden, in dem sie waren, oder in dem sie den Befehlen des Monarchen zu Folge, vor dem 1 April hätten seyn sollen. Eben das soll in Ansehung des Seminariums zu Luxenburg geschehen. 3) Die Stände aller Provinzen sollen die Subsidien in Richtigkeit bringen. 4) Die bürgerlichen Kompagnien sollen ihre Waffenübungen einstellen, und ihre Uniformen, Kokarden und alle übrige Kennzeichen des Par-

theygeistes ablegen. Alle Arten unerlaubter Associationen sollen aufgehoben, und jedem Magistrat soll erlaubt seyn, in Ermanglung der Truppen die schicklichsten Maßregeln zur Handhabung der Polizei und guten Ordnung zu nehmen. 5) Die vor dem 1 April aufgehobenen Klöster sollen aufgehoben bleiben, und die seit der Zeit geschehene Ernennung zu den erledigten Abteyen soll nichtig, und für die ernannten Geistlichen ohne Wirkung seyn. 6) Alle Civilbeamte, die sich in ihren Aemtern gegenwärtig nicht befinden, sollen hierin wieder eingesetzt werden, ausgenommen die Intendanten und Glieder der neuen Gerichtshöfe, welche beide Gegenstände einer weiteren Deliberation vorbehalten seyn sollen. 7) Alles was die Bruderschaften betrift, oder was eine Beziehung auf die geistlichen Personen hat, und überhaupt alles, ohne die mindeste Ausnahme soll wieder auf den Fuß gesetzt werden, wie es in dem benannten Zeitpunkte war."

Graf Murray machte sogleich thätige Anstalt diese Punkte in Erfüllung zu bringen.

Es

Es gab einige Klagen und Vorstellungen dagegen. Endlich ging der Rath von Brabant und die Magistrate einiger andern Städte daran, die Puncte zu publiciren, daß die Subsidien sollten abgeführt werden, und daß die Volontärkorps ihre militärischen Zeichen ablegen sollten. Da sich diese nicht dazu bequemen wollten, so entstanden am 20 September in Brüssel und Mecheln darüber Tumulte, wobei einige Soldaten und Leute vom Volke verwundet und getödtet wurden. Allein am 21 September ließ G. Murray im Nahmen des Kaisers bekannt machen:

„1) Daß die Landesverfassungen, Grundgesetze, Privilegien und Freyheiten, kurz die Joyeuse Entrée, den Inaugurationsakten Se. Maj. gemäß, sowohl in Ansehung der Geistlichkeit als des Civilstandes, unverletzt erhalten und bleiben sollen. 2) Daß die neuen Justiztribunäle, die Intendanten und Kommissare gänzlich aufgehoben seyn und bleiben sollen. 3) Die Ordnung der Justiz, die Stände und ihre Deputation, die Admini-

 stra-

strationen in den Städten und auf dem Lande, sollen in Zukunft auf dem alten Fuß bleiben, Folglich sollen die Stellen der Oberamtleute und Civilgouverneurs fortdauern, und die Erhaltung der Stände in ihrem unverletzten Zustande begreift ebenfalls die Erhaltung der Abteyen, deren Aebte Mitglieder besagter Stände sind, und sie sollen mit Aebten der Joyeuse Entrée und den Konstitutionen gemäß versehen werden. 4) Wegen Gegenständen, die der Joyeuse Entrée zuwider sind, wird man mit den Ständen, wie sie es verlangt haben, sich verstehen."

Diese Artikel waren zwar nicht so ganz umständlich und bestimmt, daß nicht den unzufrieden seyn wollenden irgend ein Vorwand blieb, neue Klagen und Vorstellungen dagegen zu machen. Indessen schien die Nation doch im Wesentlichen zufrieden; darum erleuchtete man Brüssel, stellte Freudenfeste an, und sang in mehreren Städten das Te Deum.

Bald darauf kam der Graf von Trautmannsdorf als bevollmächtigter Minister, und der General d'Alton als kommandirender General nach Brüssel. Die Stände, die Bischöfe, die Universität von Löven, die Gewerkschaften und Glieder waren noch nicht zufrieden, noch nicht müde, ewig Klagen und Vorstellungen aufzuwärmen. Bezahlte Taugenichtse und Tagdiebe in Brüssel versuchten es auch noch ein paarmal Tumult zu erregen. Man hoffte indessen alle diese Gährungen noch durch gütige Unterhandlung und ernsthafte Anstalten zu stillen. In dieser Absicht gingen auch einige Monate später die Generalgouverneurs, die Erzherzogin Christine und der Herzog Albert, wieder in Niederlande zurück.

XXVI.

Vermählung des Erzherzogs Franz. — Einziehung der Waisen- und Stiftungsgelder

Kaiser Joseph hatte weder aus seiner ersten, noch aus seiner zweiten Ehe einen Leibeserben übrig: dem ungeachtet entschloß er sich nicht wieder zu heirathen. Kleine vorübergehende Unpäßlichkeiten abgerechnet, war er jetzt noch gesund und stark, und konnte auf eine ansehnliche Lebensdauer hoffen.

Um das Freundschaftsband zwischen Oestreich und Rußland desto fester zu knüpfen, wurde die Heirath seines Neffen Franz, erstgebohrnen Sohns von seinem Bruder Leopold in Toskana, mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Wirtemberg, beschlossen.

Schon im Jahr 1781, kam die Prinzessin mit ihren Aeltern nach Wien. Im

Jahre 1782 kam sie mit den Großfürsten und der Großfürstinn von Rußland, ihrer Schwester wieder, und blieb nun da als künftige Braut des Erzherzogs. Nach erhaltenen Unterricht bekannte sie sich zur katholischen Religion. Im J. 1784 führte Leopold seinen Erstgebornen nach Wien, der von dieser Zeit an ebenfalls daselbst verblieb, seine Erziehung und Bildung ganz vollendete, und am 6ten Jannar 1788 mit der Prinzessin Elisabeth von Wirtemberg getraut ward.

Um diese Zeit gab der Kaiser eine Verordnung, welche im ganzen Lande eine grosse Erschütterung und ein nicht minderes Klagen über öffentliche Bedrückung verursachte.

Er befahl, daß alle Gelder von Kirchen und anderen frommen oder milden Stiftungen, die bei den Privatleuten auf Zinse ausgelegt lagen, in einer kurzen Zeitfrist baar zurückbezahlt werden sollten.

Auch alle Waisen-Gelder, welche wo immer, bei Gemeinheiten, bei Vormündern,

bei Privatleuten in Städten und auf dem Lande, auf gewöhnliche Verzinsung angelegt waren, mußten ebenfalls in wenigen Wochen zurückbezahlt, und in den öffentlichen Staats-Fonds zu vier vom Hundert hinterlegt werden. . . . Dieser Schlag that eine dreifache üble Wirkung. Er setzte alle Schuldner dieser Gelder in die traurige Nothwendigkeit, mit grossen Aufopferungen schnell baares Geld aufzutreiben, welches bei manchem beträchtliche Zerrüttungen in seinem Gewerbe und Hauswesen verursachte. — Er brachte mit Einmal mehrere Millionen aus der allgemeinen Circulation. — Er schmählerte das Vermögen der Waisen, weil die meisten ihrer Gelder zu 5 oder noch mehr vom Hundert bei den Privatleuten angelegt waren, und jetzt zu 4 vom 100 in die Staatskassen gegeben werden mußten. . . . Freilich übernahm der Staat mit den Geldern auch die Pflicht unverletzlicher Bürgschaft und unzerstörbarer Sicherstellung; aber das schien weder den Kreditoren noch den Debitoren dieser

Gel-

Gelder hinreichender Grund, und angemeßene Entschädigung für eine solche Verfügung.

XXVII.

Erster Feldzug gegen die Türken, im J. 1788.

Bald nachdem der Rußische Minister Bulgakow von seiner Reise nach Cherson wieder in Konstantinopel eingetroffen war, wurde er zu dem Reis-Effendi gerufen. Man legte ihm einige Punkte vor, die er sogleich entscheidend beantworten sollte. Er schlug dieses aus, und brachte die Beschwerden seines Hofes gegen die Pforte vor. Die Unterhandlung wurde mit Bitterkeit fortgesetzt. Der K. K. Internuncius und der französische Bothschafter trugen ihre Vermittlung an, aber vergebens. Am 16 August 1787 ward Bulgakow zum Großvezier vorgeladen; und da er die Forderung, auf der Stelle die Zurück-

rückgabe der Krim zu unterzeichnen ausschlug, führte man ihn geradezu in die Sieben Thürme.

Am 24 August wurde der Krieg gegen Rußland in Konstantinopel förmlich erklärt. Eben diese Erklärung wurde sogleich auch in die Provinzen, mit den darüber nöthigen Befehlen an die Vorsteher derselben gesendet. Die nächsten Tage darauf fingen schon die Feindseligkeiten zu Wasser und zu Lande an.

Es war vorauszusehen, welchen Antheil Kaiser Joseph an diesem Kriege nehmen würde.

Sogleich gingen nach Ungarn und den benachbarten Provinzen wirksame Befehle, alles zu veranstalten, was bei einem ausbrechenden Krieg nöthig seyn könnte. Die schon daselbst stehenden Truppen zogen sich gegen die türkischen Gränzen. Man formirte fünf abgesonderte Korps: Eines in der Buckowina, unter dem Prinzen von Sachsen-Koburg; das andere in Siebenbürgen, unter dem General Fabris; das dritte im Temeswarer Banat, unter dem General Wartensleben; das vierte in Slavonien, unter

dem

dem General Mitrowsky; das fünfte in Kroatien unter dem General de Vins. Sie machten zusammen etwa 160000 Mann; und daraus schuf man einen Kordon, vom Dniester an, längs den Gränzen aller dieser Provinzen, bis an das adriatische Meer hin, folglich durch eine Strecke von anderthalbhundert deutschen Meilen. . . . Als Vertheidigungsanstalt, gegen die allenfalls zu besorgenden Einfälle der Räuberhorden, war dieser Kordon ohne Zweifel von guter Wirkung.

Die unabhängig von allen diesen Korps sich formirende Hauptarmee bezog ihr Lager bei Futak. Zu derselben kamen die Truppen aus Ober-Ungarn, aus Oestreich, Tyrol, Steiermark 2c. wenige aus Böhmen und Mähren; denn dort blieb auf alle Fälle noch eine Armee von etwa 60000 Mann.

Während dieser Zurüstungen fuhr der K. K. Internuncius Freyherr von Herbert in Konstantinopel noch immer fort, bey der Pforte über eine gütliche Ausgleichung mit Rußland zu unterhandeln. Allein der Krieg

war

war fest beschlossen. Der Kaiser erfüllte also seine mit Rußland eingegangenen Verbindungen, und ließ am 9 Februar 1788 durch seinen Internuntius der Pforte den Krieg auch von seiner Seite erklären.

In den älteren Zeiten war es ein gewöhnlicher Fehler der Oestreichischen Heere gewesen, daß sie immer zu spät im Felde erschienen. Dießmahl war in Betracht der frühen Eröffnung des Feldzuges wahrlich nichts versäumt. An demselben Tage, als die Kriegserklärung in Konstantinopel geschah, wurde sie auch in Wien publizirt, wurde dem Pascha von Belgrad überreicht, und bei dem ganzen Kordon an der türkischen Gränze bekannt gemacht; und schon an diesem Tage fingen zugleich an mehreren Gegenden die wirklichen Feindseligkeiten an.

Diese Kriegserklärung war von den ehemaligen, meistens sehr weitläufigen, mit einer Menge von Formalitäten und Beschwerden angefüllten Manifesten sehr verschieden. Sie trägt den Stempel von Josephs Charak-

rakter und bestand in folgenden wenigen Zeilen.

„Der Pforte sind die engsten Bande der „Freundschaft und Allianz zwischen Sr. Kai„serlichen und Ihrer Russisch Kaiserlichen Ma„jestät nicht unbekannt: Sie sind Ihr mit allen „ihren Folgen bei mehrern Gelegenheiten münd„lich und namentlich zu Ende des Jahrs 1783 „schriftlich in wohlgemeinte, freundschaftliche „und zugleich nachdrückliche Vorstellung ge„bracht worden. — „Die Pforte hat es ein„zig und allein sich selbst beizumessen, daß „Se. Kais. Maj. nach einer gegen sie beobach„teten so vieljährigen friedfertigen guten Nach„barschaft, und nach allen bei jeder Gele„genheit angewandten eifrigsten Vermittlungs„bemühungen, nunmehr sich veranlasset, und „durch sie genöthiget sehen, die Allerhöchst„denselben als getreuem Freunde und Allirten „Ihrer Russ. Kais. Maj. obliegenden Pflich„ten in die vollständigste Erfüllung zu bringen, „und an dem Kriege unverzüglichen wirkli„chen Theil zu nehmen."

Jezt

Jetzt trat der Kaiser Joseph gegen die Osmanen mit einer Kriegsmacht auf, die in Absicht auf Menge, Auserlesenheit, Disciplin, Fertigkeit, Muth der Truppen; auf Vorzüglichkeit und Uiberfluß an Artillerie; auf Güte und Vorrath aller nur möglichen Kriegsbedürfniße, in der Geschichte aller Zeiten und Völker gewiß wenig ähnliches hat. Es waren über 200000 Mann geprüfte Soldaten, die über 2000 Kanonen bei sich hatten. Das Kommando der Hauptarmee führte der Kaiser in eigener Person, und unter ihm F. M. Lascy.

Wie gesagt, am Tage der Kriegserklärung selbst, am 9 Februar fingen auch die Feindseligkeiten von allen Seiten an. De Vins rückte in Türkisch Kroatien ein, und nahm zwei Schlösser weg; Mitrowsky nahm die auf der Save liegenden türkischen Schiffe weg, und beschoß Berbir; Wartensleben erbeutete die feindlichen Schiffe auf der Donau, und rückte in die Wallachey; Fabris drang in die Moldau, besetzte die Salzwerke zu Okna; Koburg besetzte Jassy, ging gegen Choczim,

und schloß es ein. Dieser kleine Krieg wurde mit äusserster Lebhaftigkeit geführt. Es vergingen wenige Tage, an denen nicht Scharmützel, Postengefechte, Ueberfälle, Angriffe auf Magazine geschahen. An vielen Tagen wurde in zwey, drei Gegenden zugleich gefochten. . . . Man traf die Türken allenthalben wohl vorbereitet an; sie hielten sich bald defensive, bald offensive, und stritten allenthalben mit grosser Tapferkeit. . . . So dauerten die Unternehmungen den ganzen Monath Februar, März, und bis in die Mitte des Aprils fort.

Indessen war am 29 Februar der Kaiser selbst aus Wien aufgebrochen. Er ging über Grätz nach Triest, ordnete Vertheidigungsanstalten für das Littorale, setzte seinen Weg über Buckari und Zeng nach Karlstadt fort, und bereiste die ganze Kordonslinie an der kroatischen und slavonischen Gränze. Bei Semlin sah er die Verschanzungen und Tschaiken; ging dann nach Peterwardein, und zur Hauptarmee nach Futak. Von da ging er

dem Kordon im Bannat, bis nach Temeswar, und kam am 14 März wieder in das Lager bei Semlin zurück.

Die Hauptarmee zog nun auch von Futak weg nach Syrmien, und lagerte sich nahe ober Semlin. Ihr folgte aus Peterwardein ein Zug von schwerem Geschütze; und jedermann erwartete, daß sogleich die Belagerung von Belgrad anfangen sollte, welches füglich noch erobert werden konnte, ehe es den Türken möglich wurde, eine Armee zum Entsatz dahin zu schicken. Und gesetzt, daß dieser Fall eintratt: so hatte man ja das Beispiel an dem Prinzen Eugen, daß man Belgrad belagern, den Entsatz schlagen, und dann die Festung desto sicherer einnehmen könne; und dießmahl war ja die Armee ungleich zahlreicher, geübter, besser gerüstet, als damals.

Das Publikum und selbst die Armee wurden in ihrer Hoffnung bestärkt, als der Kaiser nach Slavonien ging, den befestigten Ort Sabacz angriff, und am 24 April mit

Sturm

Sturm einnahm. Man sah dieses als eine Vorbereitung jener grösseren Unternehmung an.

Das Kommando der kroatischen Armee hatte der Kaiser dem Fürsten Karl von Lichtenstein übergeben. Dieser belagerte Dubiza, auf das schon ein Angriff misglückt hatte. Am 25 April wurde ein Sturm auf den Ort vorgenommen. Während desselben rückte ein Entsatz an, der Sturm mislang, und die Armee litt einen empfindlichen Verlust. Sie zog sich jetzt wieder über die Unna zurück, und hielt sich bloß defensive.

Indessen hatte die Pforte dem König von Schweden ein paar Millionen Piaster bezahlt, oder doch versprochen, um von seiner Seite eine Diversion gegen Rußland zu machen. Dadurch wurde dieses genöthiget, in der Ostsee gegen die Schweden jene Flotte zu gebrauchen, welche nach dem Archipelagus hätte gehen sollen. Auch mußte es eine Landarmee in Finnland aufstellen. Dieser nicht vorgesehene Angriff von Schweden, Mangel an Lebensmitteln, und was etwa sonst noch

mitwirken mochte, verursachten, daß auch die Truppen gegen Bessarabien und die Moldau nicht mit jener Thätigkeit operirten, die man sonst erwartet hätte.

Diese Umstände hatten für die Oestreichischen Heere den widrigsten Einfluß. Der Kaiser wollte mit der Hauptarme weiter keinen entscheidenden Schritt vorwärts thun; das Belagerungsgeschütz ward wieder nach Peterwardein zurückgeführt: und bald verwandelte sich der offensive Krieg in bloße Vertheidigung. Seine Truppen zogen sich in Kroatien, Slavonien, in der Walachey und Moldau, allmählich wieder aus dem feindlichen Gebiethe rückwärts. Die Türken dadurch aufgemuntert, thaten häufige und wüthende Angriffe auf die Gränzposten in Kroatien und im Banat, und auf die Pässe von Siebenbürgen, wo sie auch zweimahl in das Land selbst eindrangen.

Die Hauptarmee bei Semlin stand in einer gänzlichen Unthätigkeit, die Schlägereien abgerechnet, welche die Türken von der Belgra-

grader Besatzung von Zeit zu Zeit auf der Kriegsinsel, bei der Sauspitze und den Gegenden bei Beschania herum, mit den ausgestellten Vorposten, Piketen und Patrouillen zu Wasser und zu Lande vornahmen.

Diese Unthätigkeit und die Sommerhitze dieses Jahrs, welche ausserordentlich und seit Mannsgedenken die größte war, zerstörten allmählig die Gesundheit, folglich auch den Muth der Truppen. Das Lager stand stäts in dem Winkel bei Semlin, zwischen der Donau und Save, welcher einer der ungesundesten im ganzen Lande ist. Es war auf einer Fläche ausgedehnt, wo weder Hügel, noch Wiesengründe, weder Bäume noch Bäche sind: die Gegend glich einer Lybischen Sandwüste. Niemand konnte vor Hitze in den Zelten bleiben; niemand konnte vor Hitze ausser den Zelten ausdauern. Bei den häufigen Erscheinungen der Türken am Ufer und auf den Tschaiken, selbst bei blinden Kanonschüssen aus Belgrad, mußten manchmal ganze Infanterie- und Kavallerie-Regimenter, mit

der schweren eisernen Rüstung halbe Tage hindurch in Waffen stehen, in einer Hitze, die Leib und Seel zu Boden drückte. Männer mit Riesenkräften wandelten endlich im Lager umher, wie verdorrte Asiaten. . . . In solchem Zustande war die Armee vom Mai an, bis zum August.

Um diese Zeit war der Großvezir mit seinem Heere bis in die Gegend zwischen Widdin und Cladova vorgerückt. Er schien eine Weile unschlüßig zu seyn, wohin er sich wenden sollte. Bald aber erhielt man die Nachricht, daß ein Theil seines Heeres bei Widdin über die Donau gegangen sey, und wahrscheinlich das Banat anfallen werde. . . . Jetzt nahm der Kaiser, vom F. M. Lascy begleitet, alle Grenadiers von der Hauptarmee, die meisten Infanterie- und Kavallerie-Regimenter, ging damit ebenfalls über die Donau, und eilte über Weißkirchen nach Illova, an der östlichen Gränze des Banats, um es gegen den Feind sicher zu stellen. . . . Alle Bataillons und Schwadronen ohne Ausnahme,

wa-

waren durch Todte und Kranke schon sehr geschwächt.

Am 7 August drangen die Türken durch die engen Wege bei Schupanak, und über die Donau bei Orsowa, in das Banat, obschon man bereits einige Tage vorher wußte, daß sie dorthin kommen würden, obschon diese Wege mit Kanonen und Truppen besetzt waren. General Papilla, der diesen Posten zu vertheidigen hatte, wich zurück, und wurde jubilirt. Die hier stationirten Bataillons litten gewaltig. . . . . Die Türken vermehrten und breiteten sich im Schupaneker Thal immer mehr aus. Der Großvezir ging selbst bei Cladova über die Donau, und theilte seine nun im Banat stehende Armee in zwei Haufen. Der eine zog, unter einem Seraskier, gegen das Banatische Korps unter dem General Wartensleben und die weiter rückwärts stehende kaiserliche Hauptarmee. Der andere Haufe rückte längs der Donau in die ebenen Gegenden des Banats aufwärts.

Jetzt nahm der Feldzug eine Wendung, über die ganz Europa erstannte. Es war ein unausgesetzter Rückzug, von Schupanek bis Temeswar gegen Norden, und von Dubova bis Denta gegen Westen.

Sobald Papilla aus dem Paß bei Schupaneck verdrängt war, zog sich der hinter ihm stehende G. Wartensleben nach Laßmare zurück, von da nach Mehadia, dann nach Fehnisch, dann nach Armenisch. Hier schloß er sich an die Hauptarmee an, und ging nun samt derselben nach Illova, von da nach Slatina, nach Karansebes, nach Sakul, und endlich bis Lugos zurück. . . . Die Türkische Armee folgte beständig auf dem Fuß nach, und beinahe täglich setzte es blutige Gefechte bei der Arriergarde. In Temeswar und Arad machte man bereits alle Anstalten zur Vertheidigung, wenn die Festungen belagert werden sollten. So gingen die Sachen den ganzen Monath September hindurch.

Während daß die Hauptarmee durch die gebirgigten Gegenden noch Norden zurückwich-

wich, stritt man in der offenen südwestlichen Landschaft des Banats nicht glücklicher. . . . Nach einer sehr tapfern Gegenwehr in der Veteranischen Höhle, zogen die Truppen daraus ab, und die Türken immer tiefer in das Land hinein. Die zwei ihnen entgegen gestellten Korps konnten sich nirgend halten. Sie verbrannten selbst Magazine und Brücken; und zogen sich aus Pancsowa, Oppowa, Moldawa, Ujpalanka und Werschetz, gegen Denta und Temeswar zurück.

Indessen trat der Monat Oktober und mit ihm die üble Witterung ein. Die Türken hatten zwar zwei grosse Strecken des Banats in ihrer Gewalt, aber darin keinen festen haltbaren Platz. Auch erhielten sie Nachrichten, daß sie, während ihres glücklichen Zuges im Banat, in der Moldau und in Bosnien einen empfindlichen Verlust an Festungen und Leuten gelitten hatten. Also nahmen sie allmählig wieder denselben Weg aus dem kaiserlichen Gebiethe zurück, auf welchen sie herein gekommen waren. Ihrer barbarischen

Sitte gemäß, verheereten und verwüsteten sie die ganze Strecke von Karansebes bis Altorsowa, und von Werschetz bis dahin, ganz und gar. Auf solche Weise verlor diese blühende Provinz, an die hundert Dörfer und andere Ortschaften. . . . Nach dem Abzug der Osmanen besetzten die Kaiserlichen diese Gegenden wieder.

Je weniger die Operationen der Hauptarmee der allgemeinen Erwartung entsprachen, desto mehr war man mit den Unternehmungen der Truppen auf den beiden Flügeln, in Kroatien und in der Moldau zufrieden.

Bald nachdem der Fürst Karl von Lichtenstein die Belagerung von Dubiza aufgehoben, und sich über die Unna zurückgezogen hatte, ward er gefährlich krank, . . . Jetzt ließ der Kaiser das Korps in Kroatien durch Vereinigung mit dem slavonischen Korps, und durch frische Truppen aus Oestreich und Böhmen verstärken, und rief zum Kommando darüber den grauen, allgemein erwarteten

Hel-

Helden Gideon Loudon. Sogleich bekam die Sache eine andere Gestalt: der Krieg wurde wieder offensive geführt. Eben hatte de Vins am 9 August die bei Dubiza gelagerten Türken verjagt, und drei Tage darauf Klebeck die Vorstädte von Novi in Brand gesteckt, als Loudon bei der Armee ankam. Er fing sogleich die Belagerung von Dubiza wieder an, schlug die zum Entsatz herbei eilenden Türken, und zwang am 27 August den Platz zur Uibergabe. . . . Von da gieng er gerade nach Novi; fing die Belagerung regelmäßig an; schlug die wieder zum Entsatz angerückten Türken wieder aus dem Felde; und nahm am 3 Oktober durch einen zweiten Sturm die mit äusserster Hartnäckigkeit vertheidigte Festung ein.

Das Korps in der Buckowina, unter dem Prinzen von Sachsen-Koburg, hatte gleich zu Anfang des Feldzugs auf eine vortheihafte Art die Wege nach der Moldau besetzt, und näherte sich langsam der Festung Choczim, in dessen Vorstädte schon am 12 Junius die Kaiser-

serlichen während dem Handgemenge eines Scharmützels zugleich mit den feindlichen Truppen eindrangen. . . . Indessen waren auch einige Bataillons Russen zu den Oestreichern gestossen. Das vereinigte Korps schloß nun Choczim von allen Seiten ein, warf am 13 Julius die Batterien rings herum auf, und Schlug den Angriff ab, welchen die Türken am 28 dagegen unternahmen. Man machte einen neuen Zug in die Moldau, besetzte Jassy zum Zweitenmahl, schnitt also den Belagerten alle Wege und Hoffnung ab, durch einen aus dieser Provinz anrückenden Entsatz befreyt zu werden. . . . Am 29 September sah sich diese wichtige Festung genöthiget, eine Kapitulation zu schliessen, kraft welcher die Besatzung frey abzog, und der Prinz Koburg sie in Besitz nahm.

Mit Ende Oktobers war das Banat gänzlich wieder von den Türken gereinigt. Dubiza, Novi, Sabacz Choczim waren erobert, auch ein Theil der Moldau besetzt. Es fielen zwar noch hie und da Scharmützel

vor;

vor; im ganzen aber war der Feldzug geendiget; und während des Novembers gingen die Truppen in die Winterquartiere. Obschon keine Hauptschlacht vorfiel, war es doch ein äusserst mühsamer, blutiger und kostbarer Feldzug gewesen.

Der Erzherzog Franz machte den größten Theil des Feldzuges bei der Hauptarmee mit.

Laßt uns am Ende dieses Feldzugs den Würgengel nicht vergessen, der in Gestalt von mancherley Krankheiten, unter den Heerschaaren Josephs ungleich mehr Zerstörung anrichtete, als das Schwerdt der Osmanen. Mit Anfang des Aprils stand ein Heer von 240000 Streitern im Felde, wahrscheinlich das schönste, muthvollste, welches je in Europa erschienen war. So stand es da, in voller Kraft, die Mannschaft noch in blühender Gesundheit, wohl gekleidet und gut genährt. Mit den Beschwerlichkeiten des Kriegs, mit dem für Truppen aus so vielen Nationen ungewohnten Klima, fingen auch die Krankhei-

ten

ten an. Von Anfang des Monaths Junius 1788, bis zu Ende des Monat Mai 1789, hatte die ganze Armee mit allen einzelnen Korps eingeschlossen, 172000 Kranke und aus denselben 33000 Todte *) Rechnet man das, was durch die Feinde umkam, gefangen, oder sonst vermißt wurde, auf die wahrscheinliche Summe von 12000 Mann, so hat dieser Feldzug 45000 Mann gekostet.

XXVIII.

---

*) So gibt es H. D. Schmidt, Professor an der med. chir. Akademie an, in seinen vorläufigen allgemeinen Nachrichten von dem Krankheits- und Mortalitätsbestande der östreichischen Truppen während des Feldzuges im J. 1788 und 1789.

XXVIII.

Persönliches Betragen des Kaisers in diesem Kriege. — Zweiter Feldzug gegen die Türken, im J. 1789.

Ehe der Kaiser von Wien zur Armee abging, machte er sein Testament, und befahl seinen Leuten, die er mit sich dahin nahm, eben dieses zu thun. . . . Er sagte öffentlich und wiederhohlt, wenn er in Gefahr käme, von den Türken gefangen zu werden. würde er sich selbst eher das Leben nehmen als sich zum Gefangenen ergeben.

Die Beschwerlichkeiten und Anstrengungen des Lebens im Lager, ertrug und unternahm er diesesmahl eben so unverdrossen, und unermüdet wieder, wie er es im Feldzug von 1778 gegen den König von Preussen gethan hatte. Er trug gemeine Kleidung, begnügte sich mit schlechten Wohnzimmern, schlief in Zelten und unter freiem Himmel, war Tag

und Nacht zu Pferde, wenn er seine Gegenwart für nöthig hielt.

Er hat einigemahl Beweise von Unerschrockenheit gegeben. Bei der unter seinem Komando geschehenen Einnahme von Sabacz, wagte er sich so nahe, daß an seiner Seite drei Kanoniers todtgeschossen wurden. Auf den Verschanzungen und Dämmen an der Save, setzte er sich öfters den Kanonenkugeln von Belgrad aus. Bei Rekognoscirungen ritt er manchmal in gefährliche Gegenden, und den Türken viel näher, als es sich eigentlich für den Kommandirenden einer Armee ziemt.

Seine erste und angelegenste Sorge war, die Armee so viel als möglich gesund zu erhalten. In diesem Entzweck schonte er keinen Aufwand. Er ließ den Soldaten unentgeltlich guten Weinessig und Sauerkraut austheilen; er ließ Brunnen im Lager graben, damit die Soldaten nicht genöthiget waren, das trübe Wasser aus der Donau und Save zu trinken. Das Heer ward, im Ganzen

ge-

genommen, auf das möglichste geschont, man exercirte und manöuvrirte von Sonnen-Aufgang, und um 6 Uhr frühe waren die Truppen schon wieder in ruhigeren Lagerbeschäftigungen begriffen. Alle militärischen Ehrenbezeugungen und Lagerzeremonien, womit der Soldat ermüdet werden kann, wurden eingestellt. Joseph ließ bei der ganzen Armee den Befehl publiciren; daß die Soldaten, welche nicht im wirklichen Postendienst waren, keine Ehrenbezeugungen machen, und ihre Beschäftigungen oder Ruhe nicht unterbrechen sollten, wenn er im Lager herum, oder bei ihnen vorbei ging. „Wer liegt, bleibe liegen; wer sitzt, bleibe sitzen" so lautete buchstäblich dieser Befehl.

Er ließ an bequemen Standorten grosse Spitäler, in anderen Entfernungen kleinere, und bei dem Lager selbst hölzerne Spital-Baraken anlegen, wohin die Kranken einsweilen gebracht wurden, bis man sie in die grossen Spitäler abführen konnte. . . . Vermöge des von ihm und seinem Leibchirurgen

angenommenen Systems, durften keine Doktoren der Medizin, sondern bloß Chirurgen die Armeen besorgen, deren bei allen Korps zusammen, über 800 angestellt waren.

Auch bei den militärischen Operationen selbst suchte er das Leben der Truppen allenthalben zu schonen, und forderte eben dieses von seinen Generalen. Ob diese vermeintliche Schonung eine wirkliche Wohlthat für den Soldaten war, und dem Zweck des Ganzen entsprach, kann ich nicht entscheiden.

Neben den Arbeiten des Krieges, vergaß der Kaiser die friedlichen Geschäfte der Regierung keineswegs. Alle wichtigen Vorfälle, alle Staatssachen von Bedeutung, mußten ihm in das Lager nachgeschickt werden, wo er mit eben so viel Thätigkeit, Genauigkeit und Ordnung Resolutionen gab, neue Plane vorschrieb, Anfragen entschied, Vorträge billigte oder verwarf, wie während seines ruhigen Aufenthalts in der Burg zu Wien. Er nahm zu diesen Arbeiten gewöhnlich die Stunden der Nacht; und forderte sogar eigenhändig

von

von den Chefs der Hofstellen in Wien, Urkunden und Berichte über Gegenstände, welche man als Sachen von minderer Bedeutung, nicht gewagt hatte, ihm während des ermüdenden Lebens im Lager vorzutragen, oder ihn daran zu erinnern.

Er trug in der unbeschreiblichen Hitze gewöhnlich einen blauen Kapot, und einen schlichten Hut. Bei der Tafel war er sehr mäßig, aß viel vom grünen Speisen, und trank Wasser, welches ihm auf Schiffen von Schönbrun nach Semlin zugeführt wurde. Doch ließ er sich bereden, manchmal ein Gläschen Tokaier Wein zu nehmen, um den Magen zu stärken, und sich gegen böse Ausdünstungen zu verwahren.

Bei dem Rückzuge der Armee von Karansebes nach Lugos, am 20 September, gerieth er in grosse Gefahr. Es war eine dunkle Nacht. Ein blinder Lärmen brachte das ganze Heer in Verwirrung. Der Kaiser fuhr in einer offenen Schäse vor der Kolonne her. Das Feuer fing bei der Arrier-

garde gegen die vermeintlich nachrückenden Türken an, und sogleich nahm alles, was zum Troß der Armee gehörte, Reißaus. Die Truppen selbst stießen in der Finsterniß und im Getöse aufeinander. Der Kaiser schwang sich aus der Schäse auf ein Pferd, und wollte bei einer Brücke die Flüchtigen aufhalten, wurde aber im Gedränge mit fortgerissen. Sein Gefo ge war gänzlich aus einander gesprengt worden. Er ritt eine Weile ganz allein im Dunkeln herum, bis ihn endlich einer seiner Reitknechte fand, und ihm zur Seite blieb. Treulose Wallachen hatten den Türken die Stellung und den Abzug der Armee verrathen, und selbst einheimisches Gepäcke und einheimische Dörfer zu plündern angefangen.

Nachdem die Feinde im Oktober das Banat verlassen hatten, ging der Kaiser wieder in das vorige Hauptquartier nach Semlin zurück. . . . Die unerträgliche Hitze; die unaufhörliche Ermüdung; vielleicht Verdruß über fehlgeschlagene Erwartungen; über die

unglückliche Wendung grosser Unternehmungen, zogen ihm schon vor dem Zug in das Banat ein Fieber zu. Da der Feldzug für dieses Jahr beendiget war, verließ er nun die Armee, und kam am 5ten December kränklich in Wien an.

* * *

Nach den getroffenen Anstalten zu urtheilen, war der Kaiser anfangs gesonnen, auch den zweiten Feldzug in eigner Person mitzumachen. Allein seine Krankheit wurde im Frühjahr 1789 so ernsthaft, daß an eine Reise zur Armee nicht weiter zu denken war. Er gab also der Nothwendigkeit nach. Auch Lascy blieb in Wien.

Josephs Gegner, der Sultan Abdul Hamid, starb am 7 April in Konstantinopel. Sein Nachfolger Selim der III. erklärte sich sogleich für die Fortsetzung des Krieges.

Hadik bekam jetzt das Kommando der Hauptarmee, die sich dießmahl im Banat in der Gegend bei Weißkirchen versammelte. Ihr

Standort war der Gesundheit viel weniger schädlich, als jener im vorigen Jahre.

An der Donau ward ein Waffenstillstand im Winter geschlossen. In Kroatien fingen aber die Scharmützel, die Postengefechte, die Einfälle an den Gränzen, schon im Februar wieder an.

Im Junius begann der eigentliche Feldzug, ein wahrer Wunderfeldzug, in welchem Siege auf Siege, Eroberungen auf Eroberungen folgten. . . . Held Loudon übernahm wieder das Kommando der kroatisch slavonischen Armee, fing am 23 Junius die Belagerung von Berbir oder Türkisch-Gradiska an, und am 10 Julius fanden sich die Türken gezwungen, als Flüchtlinge die Festung zu verlassen, welche die Kaiserlichen sogleich in Besitz nahmen.

Der Eroberer von Choczim, Prinz Koburg, hatte sich indessen mit seinen 20000 Streitern durch die Moldau hinunter, bis an die Gränzen der Wallachey gezogen. Ein Korps Russen von 7000 Mann, unter Kommando des General Suwarow ging ihm zur

Seite. In der Gegend von Fokczan hatte sich ein Korps von 30000 Türken und Arnauten gelagert, um das weitere Eindringen der Oestreicher und Russen zu verhindern. Koburg und Suwarow vereinigten jetzt ihre Truppen, griffen am 31 Julius die Türken bei Fokczan an, schlugen sie gänzlich in die Flucht, erbeuteten das ganze Lager, grosse Magazine, viel Kriegsgeräthe und Siegeszeichen.

Während dem, daß die Operationen der beiden Seiten-Armeen so vortheilhafte Aussichten für diesen Feldzug eröffneten, befiel den ehrwürdigen 78 jährigen Greisen Hadik im Lager bei Weißkirchen eine Krankheit, die ihm den Tode nahe brachte. Zwar genaß er wieder; aber die Krankheit ließ Schwäche und Wunden zurück. Der Kaiser empfahl ihm durch den freundschaftlichsten Brief, seiner Gesundheit und seines Lebens zu schonen; und da sich der Feldzug bis in die naßkalte Jahrszeit hinausdehnen mußte, so rief er Hadik nach Wien zurück, und gab das Kommando der Armee dem Freunde Hadicks, unserm Loudon.

Die Türken wollten jetzt dieselbe Tragödie wiederholen, welche sie im vorigen Jahre gespielt hatten. Ein zahlreicher Haufe von ihnen fiel am 11 August eben wieder bei Schupanek in das Banat, überschwemmte das ganze Thal, und wollte gegen Mehadia vordringen. Weiß that ihnen tapfer Widerstand, und am 28 August, eben als Loudon bei der Hauptarmee anlangte, jagte Clairfait mit derben Schlägen die Barbaren gänzlich wieder aus dem kaiserlichen Gebieth.

Nun ging es an den grossen Stein des Anstoßes, an das trotzende Belgrad, dessen Eroberung einer der wichtigsten Zwecke dieser grossen Fehde war. Loudon führte die Armee aus dem Banat über die Donau nach Syrmien, und that so verstärkte Märsche, daß sein Vortrab schon am 10 September Morgens jenseits der Save auf türkischem Boden stand. Am 11 war die ganze Armee in Servien, und am 15 hagelte es schon östreichische Kugeln und Bomben auf Belgrad.

Dem

Dem Fall dieser Festung mußte erst ein glänzender Sieg vorhergehen, so stand es im Buch des Schicksals geschrieben. . . . Der Großvezir entrüstet, daß Koburg einen Seraskier bei Fokczan geschlagen, rückte jetzt mit einem Heere von etwa 90000 Mann die Wallachey hinauf, um diesen Koburg mit seinen Häufchen Veteranen geradezu aufzuheben, und dann in Gallizien einzufallen. Der Prinz erfuhr die Absichten seines Feindes. Er vereinigte sich abermahl mit seinem treuen Gefährten Suwarow. Beide gingen dem Vezir freywillig entgegen, und erreichten ihn am 22 September bei Martinestie in der Wallachey. Die vereinigten Oestreicher und Russen erfochten an diesem Tage einen vollkommenen Sieg über ihre Feinde: 7000 todte Türken, 100 Fahnen, 80 Kanonen erobert, waren die Denkmale davon.

Am 30 September nahm Loudon die Vorstadt von Belgrad mit Sturm ein. Er selbst wurde dabei von einem Artillerie-Pferd ober dem Fuß geschlagen, und ist noch nicht

ganz wieder von dieser Quetschung hergestellt. Der Seraskier Abdy Pascha, welcher der Stadt zu Hülfe eilen sollte, war von Nissa bis Csupria vorgerückt, blieb aber daselbst muthlos stehen.

Am 8 Oktober schlug Hohenlohe bey Porcseny und Vaideny in der Wallachei die Feinde, nahm ihnen Lager und Magazine ab.

Am 9 Oktober ward Belgrad auf Kapitulation an Loudon übergeben. Besatzung und Einwohner zogen ab; 456 Kanonen, 65 Schiffe, 6000 Zentner Pulver waren die beträchtlichste Beute. Am 12 brachte der General Klebeck, Loudons Verwandter, die Nachricht nach Wien, am 14 wurde das Siegesfest gefeyert, dem der Kaiser noch in Person beiwohnte. . . Ein Zufall, aber doch ein sonderbarer Zufall bei dieser Eroberung ist folgender. — Kaiser Franz, damals Herzog von Lothringen, Marien Theresiens Gemahl war im J. 1739 bei der Kaiserlichen Armee, als Belgrad an die Türken verloren ging. Sein Enkel der Erzherzog Franz war im

Jahr

Jahr 1789 bei der Kaiserlichen Armee, als Belgrad den Türken wieder abgenommen wurde; und Er feuerte mit eigner Hande die erste Kanone gegen Belgrad ab. — General Wallis kommandirte 1739 die Armee bei Belgrad, und übergab die Festung an die Türken. Sein Sohn der jetzige Feldmarschall Wallis wurde jetzt, nach 50 Jahren der erste Kommandant von Belgrad. — Der türkische Kommandant Osman Pascha, welcher jetzt die Festung an die Kaiserlichen übergab, war ein Sohn desjenigen Pascha, dem sie die Kaiserlichen vor 50 Jahren übergeben hatten.

Die Belgrader wurden nach Orsowa geführt; und im Vorbeigehen ergab sich auch Semendria. Mihaljevich jagte mit seinem einzigen Freikorps den Abdi Pascha bis hinter Nissa zurück. Orsowa wurde eingeschlossen, und ein Korps Oestreicher breitete sich in Servien bis an den Timok aus, die ehemalige Gränze des Passarowitzer Friedens. Das Banatische Korps rückte in die Wallachey, bis an die Aluta. Prinz Koburg besetzte Buka,

larest, und nahm mit seiner ganzen Armee die Winterquartiere in der nördlichen und östlichen Wallachey.

Die Russen hatten im December 1788 Oczakow mit Sturm eingenommen, 1789 breiteten sie sich in Beßarabien und der Moldau aus, nahmen Akierman und Bender weg, und plünderten Gallacz. . . . Die Schweden hatten mit vieler Mühe nichts ausgerichtet.

In diesem Zustande waren die Angelegenheiten des Krieges beim Tode Josephs.

XXIX.

Steuer-Regulirung. — Ihre Folgen und Gebrechen. — Aufhebung derselben nach Josephs Tode.

Die Steuer-Regulirung hatte im Jahr 1785 ihren Anfang genommen, und 1789 ihre Vollendung erreicht. Sie war das Geschäft

schäft, welches in diesem Zeitpunkt dem Kaiser vor allen übrigen am Herzen lag.

Jedermann, selbst die Güterbesitzer gestanden, daß der alte Steuerfuß Mängel habe, und einer beträchtlichen Verbesserung empfänglich, auch wohl bedürftig wäre. Aber alle Güterbesitzer ohne Ausnahme, waren mit der Art unzufrieden, wie man jetzt die Steuern einrichten wollte.

Man fing damit an, den Flächen-Inhalt aller Ländereien geometrisch auszumessen. Da es unmöglich war, der mathematisch einstudirten Feldmesser so viele aufzutreiben, als nöthig waren, so nahm man die Beamten auf dem Lande dazu; ja man druckte eine eigne Anweisung für die Bauern, die demnach ihre Gründe selbst ausmessen sollten. Das geschah denn auch, aber, wie man leicht vermuthen kann, eben nicht am richtigsten. Man ließ einige von Bauern ausgemessene Gründe wieder durch Mathematiker nachmessen; und fand gräuliche Schnitzer. Allein, es gebrach an Zeit, oder an Willen, oder

an Thunlichkeit, alles neu zu messen; und so kann man sagen, daß die Sache ziemlich übereilt wurde.

Die Steuer-Ober- und Unter-Kommissionen fuhren im Lande herum. Die Beamten der Güterbesitzer mußten die Angelegenheiten ihrer Herren zum Theil bei Seite setzen, um ihre Zeit für die Rektification zu verwenden. Die Provinzen wurden mit einem Heer von Schreibern, Kopisten, Tabellenmachern rc. überschwemmt, die Millionen und Millionen Bogen Papiers verschrieben. .. Wie viele Millionen Gulden diese Unternehmung den Güterbesitzern gekostet habe, wage ich nicht zu bestimmen.

Felder, Wiesen, Gärten, Weinberge Wälder, Teiche, auch öde Gründe, wurden in verschiedenen Verhältnißen belegt. Die Gründe der Herren, und die Gründe der Bauern, wurden gleichen Abgaben unterworfen. Wegen der Frohndienste (Robothen) sollten sich die Bauern mit ihren Grundherren verstehen, ob sie dieselbe an wirklicher Arbeit

heit, oder am Gelde abtragen wollten. Die Zehenden wurden meistentheils aufgehoben. Die Gemeinden sollten für die richtige Bezahlung ihrer einzelnen Mitglieder im Ganzen haften. Bei den Güterbesitzern nahm man die zehnjährigen Rechnungen des Ertrages zum Maßstab der Belegung; bei den Bauern ihre auf Treu und Ehrlichkeit ausgesprochene Angabe.

Mit 1 November 1789 nahm diese neue Steuerordnung in den deutschen Provinzen ihren gesetzmäßigen Anfang.

Es wäre überflüßig, dieses Steuer-Regulirungssystem hier umständlicher zu entwickeln, da die ganze Anstalt, wenige Monathe nach ihrer Einführung, nun gänzlich wieder aufgehoben ist. . . . Die Arbeit dabei dauerte fünf Jahre, und verursachte grosse Mühe und Kosten. Die Folgen davon waren, daß die Güterbesitzer ohne Ausnahme alle unzufrieden damit waren; daß die gebirgigen Provinzen ihren Untergang als unvermeidlich behaupteten; daß einige Bauern

in den Abgaben herunter fielen, die meisten aber noch höher stiegen; daß beinahe allenthalben die Unterthanen mit ihren Grundherrschaften in Streit geriethen.

Der Kaiser unternahm die Rektifikation unstreitig aus guten und grossen Absichten. Allein die Ausführung davon entsprach dem vorgesetzten Zweck nicht. Sie leistete weniger als man erwartete.

„Die durch die neue Steuer- und Urbarialregulirung abgezielte Hauptabsicht der Beförderung des Wohlstandes der Unterthanen ist nicht erreicht worden."

„In der Ausmaß herrscht Unrichtigkeit, indem vielen Grundbesitzern mehr, und vielen weniger zugemessen wurde, als der wahre Flächeninhalt war; einige Grundfassionen sind auf eine nicht mögliche Naturalerträgniß hinaufgesteigert, andere hingegen zum Schaden ihrer Mitunterthanen tief unter die wahre Erträgniß gesetzt, und bei Bestimmung der Körnerpreise die Zufuhrskosten auf die Wochenmärkte nicht in Betrachtung gezogen worden.

Die

Die Vergleichung, oder sogenannte Parifizirung aller Erzeugnisse des Unterthans mit den 4 Hauptkörnergattungen, hat die Fassionen theils unrichtig, theils den Fatenten selbst unverständlich gemacht. Die Belegung ist ungleich ausgefallen, da auf die Beurbarungskosten keine Rücksicht genommen, folglich die Erträgniß eines ungleich mehr Arbeit und Kosten in seiner Kultur erfordernden Grundes mit jener, welche ein besserer Grund, der weniger Kosten und Arbeit nöthig hat, abwirft, gleich gehalten, und die Nebenfrüchte so, wie alle Industrialnutzungen ganz übergangen worden.

„ Eben so ist die statt des Naturalzehends eingeführte Urbarial-Geldabgabe lästig, weil sie bei Mißwachs, wie in fruchtbaren Jahren, immer gleich ist; dahingegen bei der Naturalabgabe des Zehends, der Zehendinhaber alle ungefähren Fälle mittragen, bei schlechterer Fechsung sich mit geringerer Einnahme begnügen, und bei gänzlichem Mißwachs auf allen Bezug entsagen muß.

„ Die Bezahlung des Veränderungs- pfundgeldes, welches vorhin nach dem Tode des Unterthans von seinen Erben entrichtet wurde, wird ihm durch das neue System mittelst einer jährlichen Abgabe, bei Lebzeiten aufgedrungen.“

„ Die Haftung der ganzen Gemeinde für die Kontribution fällt besonders dem fleissigen Wirthe, der für die unfleißigen, und sogar für die in Abführung ihrer Steuer saumseligen Grundobrigkeiten zahlen muß, zur beschwerlichen Last, und bereitet allmählig den Ruin ganzer Ortschaften vor; so wie sie jedem Kontribuenten schon deswegen lästig ist, weil keiner im voraus wissen kann, wie viel er über seine eigene Steuer für andere jedes Jahr beizutragen haben werde, mithin, worin eigentlich seine jährliche Schuldigkeit bestehe.

„ Viele Unterthanen haben statt der gehoften Erleichterung, an der landesfürstlichen Steuer mehr als vorhin zu entrichten; und selbst diejenigen die weniger zahlen, müssen da, wo sie kein Nebenverdienst haben, durch

die

die Verwandlung der Urbarialschuldigkeit in eine Geldabgabe, welche nun die Grundobrigkeiten unnachsichtlich eintreiben müssen, in Rückstände verfallen, und daraus häufige Abstiftungen entstehen.

„Die Einführung des neuen Systems hat zu der vorhin mit keinen Unkosten für den Unterthan verbundenen Einhebung der landesfürstlichen Steuer eine Menge Beamten nothwendig gemacht, deren Besoldung die Steuer selbst um mehr als ein Zwölftel erhöht."

So spricht Leopold der II. in dem unterm 6ten April 1790 erlassenen Manifest, durch das er jenes Steuersystem wieder aufhebt. Diese Vorwürfe haben also eine legale Authorität. . . . Dabei läßt der jetzige Monarch dem verstorbenen die Gerechtigkeit widerfahren: „daß dieses System noch unter seiner Regierung würde aufgehoben worden seyn, wenn alle widrige Folgen desselben durch die Erfahrung damahls schon so bestätiget gewesen wären, als sie gegenwärtig vor Augen liegen."

Das ganze Steuerwesen soll also auf dem Fuß, wie es ehedem war, „provisorie „wieder hergestellt seyn, bis ruhigere Zei„ten erlauben werden, die Gebrechen, wel„che sich allenfalls in dem alten Steuerfuß „befinden mögen, in reifere Erwägung zu „ziehen, und nach Einvernehmung der Stän„de die den Umständen angemessene Abhülfe „zu treffen."

XXX.

Josephs Krankheit. — Gewaltsame Empörung in den Niederlanden.

Der Kaiser war bereits zu wiederhohlten Mahlen von mancherlei Unbäßlichkeiten befallen worden; machte sich aber nichts aus denselben, behandelte sie ganz leichtsinnig, schonte sich wenig, und überwand sie doch immer ohne viele Unbequemlichkeit; welches

er seiner ausserordentlich starken Leibeskonstitution zu danken hatte.

Aber jezt, im J. 1789., war seine Gesundheit unwiederbringlich zerstört.

Dem Anschein nach befand er sich gesund und stark, als er im Frühjahr 1788 zur Armee ging. . . . Die unerträgliche Hitze jenes Sommers, welche er im Lager zu Semlin auszustehen hatte: die rastlose Anstrengung, bei Tag und bei Nacht, für die Geschäfte des Kriegs und des Friedens; der Unmuth über zerstörte Plane von innen und von aussen; das innerliche fruchtlose Streben, den mißlichen Zustand der Sachen zu verbessern: kurz, Erschöpfung des Körpers und des Geistes, mußten ihn krank machen. Er ward vom Fieber befallen; erhohlte sich wieder; kam aber am 5 December kränklich nach Wien.

Von nun an war er abwechselnd besser und schwächer; konnte sich manchmal öffentlich zeigen, mußte manchmal wieder im Zimmer eingeschlossen bleiben. . . . In der Nacht

 vom

(vom 13 auf den 14 April 1789), wurde er ſehr ſchwach, warf Blut aus, und hatte Ohnmachten. Man entdeckte ihm, daß ſein Zuſtand gefährlich ſey. Am 16ten ließ er ſich mit der bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen öffentlichen Feyerlichkeit, das heilige Abendmahl reichen. Er bekam neuerdings etwas Kräfte, und erſchien am 28ten April wieder auf dem Balkon vor ſeinen Zimmern, doch glaubte er ſelbſt an keine Beſſerung mehr; denn er ſagte am 11ten Mai ganz unverhohlen zu ſeinen Leuten: „Ich werde bald ſterben; man wird mich einſt am Morgen todt im Bette finden, und vielleicht auch ſagen, ich ſey vergiftet worden, wie Sultan Abdul Hamid.“ — Es hatte ſich nähmlich in der Welt das Gerücht verbreitet, der am 7ten April verſtorbene türkiſche Kaiſer wäre durch Gift umgekommen.

Im Mai ging der Kaiſer, auf Einrathen der Aerzte, nach Laxenburg. Er war ſonſt den Aerzten nicht geneigt; als aber jetzt die Umſtände ſo gefährlich wurden, ließ

er

er es sich gefallen, ein Konsilium Medikum zusammen zu rufen.

In Laxenburg erhohlte er sich allmählig wieder über Jedermans Hofnung. Er arbeitete wie gewöhnlich, machte selbst Musik, fuhr im Park spazieren, ritt auch einigemahl, und ging dann zu Fuß täglich aus. Man hatte im Park und in den Gärten allenthalben kleine Bänke angebracht, auf denen der Kaiser im Fall einer Ermüdung ausruhen konnte. Der erste Leibarzt Störk nebst dem Leibarzte Kolmann, und der erste Leibchirurgus Brambilla mit seinem Bruder wohnten zur Vorsorge im Schloße.

Eine im Monath August erfolgte Uiberschwemmung vertrieb ihn aus Laxenburg; und dann ging er nach Hetzendorf. Seine Besserung schien etwas Dauer zu versprechen. Er fuhr in den Morgenstunden gewöhnlich nach dem Garten von Schönbrun, und lief mit seiner gewohnten Hastigkeit ganz flink in demselben herum. Sein Körper war äusserst mager.

Endlich war die Besserung so weit gediehen, daß die Aerzte erklärten, ihr fortdauernder Beistand sey ihm nicht weiter nöthig. Er beschenkte sie kaiserlich. Störk und Brambilla erhielten jeder 12000 Gulden an baarem Gelde, und einen Ring mit Brillanten; Kolmann und der jüngere Brambilla etwas weniger. . . . Mit Anfang Oktobers bezog der Kaiser seine Wohnung in der Burg wieder. In den heitern Tagen des Novembers fuhr er noch oft aus, in den Augarten, in den Prater, oder in die übrigen angenehmen Gegenden um die Stadt herum.

Im Monath December fühlte er sich wieder kränker. Dieser Zustand dauerte im Januar und Februar des folgenden Jahrs fort, und verschlimmerte sich stäts mehr. Er verlor alles Fleisch, alle Kräfte, ward unbeschreiblich mager, schlief wenig, spie oft Blut aus, und hatte anhaltend einen trocknen Husten, mit Eiter-Auswurf. . . . . Man wollte ihm seinen gefährlichen Zustand ohne die dringendste Nothwendigkeit nicht entdecken. End-

lich

lich erklärte ihm Quarin ganz rundweg: Er habe eine unheilbare Brustkrankheit. . . . Joseph belohnte diese offenherzige Erklärung großmüthig. Er ward schwächer; ließ sich am 13ten Februar 1790, wieder das Abendmahl reichen; ward noch schwächer; und ließ sich am 15ten auch die letzte Oelung geben. Jetzt erwartete man bereits jede Stunde seinen Tod.

* *
*

Im Frühjahre 1788. gingen die General-Gouverneurs wieder nach Brüssel zurück. Einige Monathe hindurch schien es, als wäre die Ruhe in den Niederlanden wieder hergestellt; oder würde doch allmählig zurück kehren.

Das Feuer war nur verdeckt. Bald weigerte sich diese und jene Provinz, die gewöhnlichen Subsidien abzutragen. General Alton hatte unterdessen die sämmtlichen Truppen des Landes auf eine vortheilhafte Art vertheilt; und auf diese Macht bauend, er-

klärte der Kaiser: Er achte sich nicht länger verpflichtet, die Privilegien dieser Provinzen zu beobachten, weil die Provinzen ihre Schuldigkeiten gegen ihn verweigerten. — Die Provinzen gaben einigermassen nach.

Jetzt ward die Gelegenheit zu neuem Klagegeschrei von einem anderen Zaun gebrochen. Das Priester-Seminarium zu Löven war der Fels der Aergerniß für den Kardinal Frankenberg, einige andere Bischöfe, Prälaten, Prioren, und Guardianen der begüterten und bettelnden Mönche. Diese Herren liessen sich beigehen, die Orthodoxie jener theologischen Lehrbücher bezweifeln zu wollen, über welche schon seit langen Jahren in den übrigen östreichischen Provinzen öffentlich gelesen wurde, ohne daß die dortigen Bischöfe je den mindesten Einwurf gegen die darin enthaltenen Sätze geäussert hatten.

Am 6ten Junius 1789 gab der Kaiser ein Manifest, worin er neuerdings den Rath von Brabant aufhob, und die Joyeuse Entrée widerrif, weil sich die Brabänter geweigert

hat-

hatten, bestimmte Subsidien zu bewilligen, den dritten Stand auf den alten Fuß herzustellen, die Edikte des Landesherrn ohne Einschränkung zu publiciren, im Fall sie nicht offenbar gegen die Joyeuse Entrée seyen ꝛc. Zur Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten setzte er dafür neue Stellen ein. Dieses wurde am 18ten den Ständen vorgetragen; aber an demselben Tag noch antworteten die zwei ersten Stände, daß sie diese Verfügungen auf keine Weise anerkennen könnten, weil sie auf die Landeskonstitution geschworen hätten.

Nun erschienen allenthalben Schmähschriften und aufrührische Blätter.

Am 22 Julius entstand ein Tumult in Tirlemont, dann auch in Löven und Diest. Man plünderte Häuser und Kassen; es setzte dabei Verwundete und Todte.

Jezt fing der Kaiser abermahl an, nachzugeben. Unterm 14 August wurde durch ein Dekret die Universität von Löven in alle ihre alten Rechte wieder eingesetzt, und die Prie-

ster-Seminarien wurden den Bischöfen untergeben.

Gegen Ende Augusts und im September, wanderten viele Leute aus den östreichischen Niederlanden in die benachbarten Provinzen; weil sie durch Reden und Schriften aufgefordert wurden, dorthin zu kommen, wo fremde Truppen zu ihrer Unterstützung anrücken sollten. Zu Anfang des Oktobers hatten sich im Lüttichischen und im Holländischen Gebiethe schon sogenannte patriotische Armeen formirt. Die kaiserlichen Truppen setzten sich nun auf den Kriegsfuß. Auf Requisition des Gouvernements wurden die Insurgenten aus dem fremden Gebiethe abgeschafft. . . . Am 11 Oktober ging General Schröder mit einigen hundert Mann an die Lüttichische und Holländische Gränze und zerstreute einige Insurgenten-Haufen. . . . Ein sogenannter Ausschuß von Patrioten setzte sich in Breda, um von dort die Angelegenheiten ihrer Anhänger zu leiten und zu besorgen.

Am

Am 20 Oktober fing General Alton an, die Bürgerschaft in Brüssel und das Landvolk zu entwaffnen. Mehrere verdächtige Personen wurden in Verhaft gezogen.

Am 27 Oktober wurde die Empörung gewaltsam und allgemein. Die Thore von Brüssel wurden gesperrt. Der Kardinal Frankenberg und der Bischof von Antwerpen verschwanden. Die Insurgenten besetzten Lillo und Turnhout. Die Pfarrer und Bauern im Kempenland bewaffneten sich. . . . Ein gewisser Advokat, van der Noot, der schon seit einem Jahre ungefähr landflüchtig geworden war, und sich in London, im Haag, und in Berlin aufgehalten hatte, publizirte jetzt ein Manifest, worin er sich als den Bevollmächtigten Minister des Brabäntischen Volks angab, Brabant für unabhängig, und den Kaiser Joseph der landesherrlichen Rechte über diese Provinz verlustig erklärte. . . . Die Holländer gaben den von den Insurgenten gefangen nach Mastricht geführten Kanzler Krumpippen, auf Requisition des Kaisers,

wie-

wieder los; weigerten sich aber, den in ihrem Lande befindlichen von der Noot zu arretiren, und an die östreichische Regierung auszuliefern.

Indessen waren die Insurgenten zu Anfang des Novembers über die Schelde gegangen, und hatten sich in Flandern ausgebreitet. Die Kompagnien dieser Truppen führten die Nahmen und Fahnen der aufgehobenen Bruderschaften. Mönche von allen Farben machten die gestifelten Apostel bei diesem durch religiosen und politischen Fanatismus betrogenen Haufen; denn das grosse Losungswort für den Pöbel war: Umsturz der Religion und der Konstitution. Die meisten Aebte in Brabant waren flüchtig gegangen; die Klosterkassen waren leer; selbst das Silber aus den Kirchen war verschwunden. . . . Zwar hatten die Stände der meisten Provinzen dem Gouvernement noch immer Versicherung von Treue und Anhänglichkeit gegeben; aber die Maske fing nun plötzlich an zu fallen. Gent, Brügge, Ostende, Antwerpen, Mons,

Ath ꝛc. öffnete die Thore, sobald sich der Haufe der Insurgenten zeigte; und die schwachen Besatzungen dieser Städte, da sie sich allenthalben verrathen und umringt fanden, mußten sich theils zu Kriegsgefangenen ergeben, theils zogen sie sich nach Brüssel.

Diese Hauptstadt verliessen am 18 November die General-Gouverneurs und mehrere vornehme Personen vom Adel und von den Landesstellen. Man führte die Kanonen auf die Wälle, befestigte die Thore, und setzte sich überhaupt in einen ansehnlichen Vertheidigungsstand. Es wurden am 20 und 22 Erklärungen im Nahmen des Kaisers publizirt, worin er als ein guter Vater allen seinen Landeskindern Verzeihung über das Vergangene versprach, und sie ermahnte, zur Ruhe und Ordnung zurück zu kehren. Diesen folgte am 25 noch eine andere, worin die Joyeuse Entrée, die Privilegien und der Rath von Brabant, wie auch die Rechte der übrigen Provinzen, ohne alle Einschränkung, in ihre alte und volle Gültigkeit

eingesetzt wurden: man achtete aber nicht mehr darauf. . . . Am 6 December schlossen der kaiserliche General d'Alton und der Insurgenten-General van der Mersch einen Waffenstillstand auf einige Wochen, der aber bald wieder unterbrochen wurde.

Endlich legten auch die Einwohner von Brüssel die Larve ab. Am 7 Dezember zerstörten sie die Werke, welche d'Alton zur Vertheidigung der Stadt angelegt hatte. Am 10 erschienen sie mit Kokarden in der Kirche und auf den Strassen. Man gab den Bürgern ihre Waffen wieder. Jezt fing die Fehde von allen Seiten an. Man jagte, haute, schoß, und kanonirte sich bis auf den 12ten Morgens in Brüssel herum. Sonderbar! mit wenigsten 200000 Schüssen, welche diese Zeit über in der Stadt von Soldaten und Volk gegen einander geschahen, wurden etwann 10 Personen verwundet, und kein Mensch getödtet. Viele Soldaten desertirten; die übrigen verliessen die Stadt, und zogen nach Luxenburg. Der Minister Trautmanns-

mansdorf und der General Alton gingen nun ebenfalls aus Brüssel. . . . Ein Preußischer Obrister, Namens Schönfeld wurde bei dem Kommando der Insurgenten-Armee angestellt.

Nachdem Brüssel verlassen war, zogen auch die Besatzungen aus Mecheln, Löven und Namur ab. Im Lande blieb nur noch die Citadelle von Antwerpen besetzt. Alle übrige Truppen versammelten sich im Herzogthum und in der Festung Luxemburg. Hier zeigte sich keine Spur von Empörung, und die ganze Provinz bewies sich dem Oestreichischen Hause vollkommen getreu.

Noch ehe diese letzteren Schritte geschehen waren, hatte der Kaiser den Staatskanzler Grafen von Cobenzl nach Niederland geschickt. Bei seiner Ankunft an der Gränze von Deutschland fand er die Provinzen alle, bis auf Luxemburg, in der vollkommenen Gewalt der Insurgenten. Er traf also die Anstalten zur einsweiligen Vertheidigung dieser Provinz. Anstatt des vor ein Kriegsgericht geforderten und kurze Zeit dar-

nach gestorbenen General Alton, übernahm General Bender das Kommando der Truppen, welche jetzt den Insurgenten sogleich einige derbe Schläge versetzten, als sie in das Luxemburgische eindringen wollten.

Selbst der Papst hatte auf Ersuchen des Kaisers ein Breve an die Niederländischen Bischöfe erlassen, worin er sie ermahnte, das Volk zur Ruhe und zu ihrem rechtmäßigen Landesherren zurück zu führen. — Auf dieses Breve antwortete Frankenberg: „Alles „was geschehen ist, konnte und mußte die „Nation von Rechtswegen thun. Wir können „nichts anderes thun, als uns in die „neue Gestalt der Sachen fügen. Wir „müssen den Wolf vom Schaafstal vertreiben, „und die uns drohende tödtliche Seuche weit „von uns verbannen. Würdiget Euch also „Heiligster Vater, unsere Angelegenheit bei „jenen auswärtigen Souverains, Republiken „und Höfen zu unterstützen, die mit uns theils „schon wirklich Bündniße geschlossen haben, „theils sie bald schliessen werden."

In solcher Lage der Sachen starb der Kaiser. Sein Nachfolger that den Niederländern Aussöhnungsvorschläge, wie sie noch kein Souverain an rebellische Unterthanen gethan hat. . . . Sie antworteten gar nicht darauf.

Nach diesem Benehmen, und nach jenem Geständniß des Kardinal Frankenberg, sieht das Publikum dieses ärgerliche Schauspiel ganz von einer andern Seite an; und erwartet mit Verlangen, daß der ächte Beweggrund davon den Augen der Welt aufgedeckt, das getäuschte Volk zurechte gewiesen, und der Knoten aufgelöset oder zerhauen werde.

XXXI.

Vernichtung aller seiner Anstalten in Ungarn und in Tyrol. — Neuer Konferenz-Rath. — Abschied von der Armee.

Man erinnert sich der vielen und wesentlichen Neuerungen, welche Joseph in Ungarn gemacht hatte. Da er bei seinen Anstalten gewöhnlich mit einem Ernst und Nachdruck zu Werke ging, dem nichts widerstehen durfte, so ließ es sich die Nation einsweilen gefallen, sich diesen Neuerungen zu fügen, doch nicht ohne öffentlichen und kräftigen Widerspruch. Indessen wuchs die Unzufriedenheit von Jahr zu Jahr; und gegen das Ende des Jahrs 1789 nahmen die Angelegenheiten der benachbarten Staaten der östreichischen Monarchie selbst, eine solche Wendung, daß die Ungarn den Zeitpunkt für den günstigsten hielten, Vorstellungen an ihren König zu machen,

denen er nicht weiter ausweichen konnte. Dieses geschah auch. Unterm 18 Dezember versprach ihnen Joseph ehestens einen Landtag zu halten, und ihre Beschwerden mit seinen königlichen Rechten und wohlgemeynten Anordnungen auszugleichen.

Das war noch nicht genug. Man wollte schleunige Abstellung der verhaßten Neuerungen. Die Umstände kamen auf den Punkt, daß der Kaiser schon am 28 Januar 1790 folgendes entscheidende Rescript in lateinischer Sprache an sämmtliche Gespannschaften des Königreichs ergehen ließ.

„Da wir den Landtag, den Wir Euch unter dem 18 Dezember vorigen Jahrs auf Unser königliches Wort zugesagt haben, nach der im 2 Artikel des Landtagsschlußes vom Jahr 1723 festgesetzten gesetzmäßigen Krönung und Ausfertigung des Inauguraldiploms beginnen, und daher diesem Landtage persönlich beiwohnen wollen; so haben Wir denselben auf die Zeiten des Friedens zu verschieben für gut befunden, um frei von den Sor-

gen des Krieges, und von der Krankheit, die Uns schwächet, wieder hergestellt, Uns ganz den auf dem Landtage vorkommenden Angelegenheiten des Königreichs widmen zu können. Damit Ihr aber, in der Erwartung der noch unbestimmten Zeit, keinen Besorgnissen Raum geben möget, so haben Wir nun festgesetzt, den Landtag nicht über das Jahr 1791 zu verschieben.

„Diesemnach versichern Wir Euch hiemit auf Unser königliches Wort, daß Wir nächstes Jahr unfehlbar den Landtag ansagen, und denselben nach Vorschrift der Landesgesetze halten werden.

„Und um hierauf die Wohlthätigkeit Unsers gegen die Ungarische Nation väterlich gesinnten Gemüths, nicht allein zu beschränken, und auch in der kurzen Zwischenzeit bis zur Haltung des Landtages, Eure Wünsche zu befriedigen, haben wir aus freyem Antriebe die Entschliessung gefaßt, die öffentliche Verwaltung in Staats- und Rechtssachen, vom 1 May dieses Jahrs angefangen, voll-

kom-

kommen wieder in den Stand zu setzen, in dem sich selbige befanden, als wir im Jahr 1780 nach dem Hintritt J. M. der Kaiserin und apostolischen Königin unserer geliebtesten Mutter die Regierung angetreten haben.

„Obschon Wir seit dieser Zeit einige Zweige der öffentlichen Verwaltung in der Absicht, die allgemeine Wohlfahrt des Reichs dadurch zu befördern, und in der Hoffnung geändert haben, daß Ihr, durch die Erfahrung belehrt, daran Wohlgefallen finden würdet: so nehmen Wir doch; da Uns nun berichtet wird, daß Ihr die vorige Verwaltungsart vorziehet, und in derselben Aufrechthaltung Eure Zufriedenheit suchet und findet, keinen Anstand, auch in diesem Stücke Eurem Verlangen zu willfahren; denn da die Wohlfahrt der Unserer Beherrschung anvertrauten Völker der einzige Gegenstand aller Unserer Wünschen und Bestrebungen ist, so ist uns auch jener Weg der angenehmste, auf welchem Wir, nach dem einstimmigen Sinne der Nation, am sichersten dahin gelangen.

„Diesemnach wollen Wir, sobald alle Gespannschaften des Reichs sowohl in Ansehung der Behandlungsart der Geschäfte, auf General- und Partikular-Kongregationen, als in Ansehung der gesetzmässigen Wahl der Beamten, ihre vorige, von den Gesetzen ihnen verliehene Gewalt wieder erhalten haben; ingleichen die Königl. Freistädte und Freibezirke in ihre ehemalige Wirksamkeit wieder eingesetzt seyn werden; auch alle übrigen seit dem Antritt Unserer Regierung erlassenen Verordnungen, die nach der gemeinen Meinung den Landesgesetzen zu widerstreben scheinen dürften, durch gegenwärtiges für aufgehoben und ausser Wirkung gesetzt erklären. Doch wollen Wir, damit bis wegen der besonderen Aufhebung dieser Anordnungen, wozu Wir bereits die nöthigen Befehle ertheilt haben, die weitere Verfügung an Euch gelanget, die öffentliche Verwaltung in keine Verwirrung gerathe, daß nichts eigenmächtig aufgehoben werde; Ihr auch bis der Obergespan die Ausübung seines Amtes antreten kann, den bis-

herigen wirkenden Obergespannen, noch Folge leistet.

„Im übrigen geht Unser Wille dahin, daß Unser sogenanntes Duldungs-Edikt, die Verfügungen wegen Einrichtung der Pfarren, und was Wir zu Gunsten der Unterthanen, sowohl wegen derselben Behandlung, als wegen des Bandes der Unterthänigkeit verordnet haben, in voller Kraft verbleiben; da ohnehin diese Anordnung sowohl mit den Landesgesetzen ganz sich vereinbaren läßt, als auf die natürliche Billigkeit gegründet ist; die Pfarreinrichtung aber die Würde eines Obersten Patrons der Kirche uns zur Pflicht macht, übrigens Wir uns für überzeugt halten, daß Ihr, nach Eurer billigen Denkungsart, diesen Anordnungen Euren vollkommenen Beifall geschenkt habet.

„Damit endlich zur gänzlichen Erfüllung Eurer Wünsche nichts mehr übrig bleibe, so haben Wir befohlen, daß die h. Reichskrone und die übrigen Kleinodien, welche Wir inzwischen in Unserem Schatze in Verwahrung

gebracht hatten, nun ehestens nach Ofen in Unser Königl. Schloß gebracht, und dort nach Vorschrift der Gesetze bewahrt werden sollen, wozu Wir einen schicklichen Platz zu bereiten den Befehl bereits ertheilt haben.

„Durch diese, den bestehenden Gesetzen zu Folge erlassenen Anordnungen, erhaltet Ihr ein neues Denkmahl unserer väterlichen Liebe gegen die Ungarische Nation, und zugleich ein unverbrüchliches, für ewige Zeiten gültiges Zeugniß, daß, da die gesetzgebende Macht durch die Grundgesetze des Königreichs zwischen dem Fürsten und allen Ständen des Reichs gleichmässig getheilt ist, Wir eben so das Recht der Stände aufrecht erhalten wollen, und gleichwie dasselbe von unsern Vorfahren an Uns gelanget ist, es auch unverletzt an Unsere Nachfolger überliefern wollen.

„Wir versehen Uns auch, daß Ihr für den Feldzug des gegenwärtigen Jahrs, den Bedürfnissen des Vaterlands, durch Früchte zum Unterhalt der für die Sicherheit des Königreichs versammelten Truppen, und durch

Rekrutirung derselben, auf die Euch am zweckmäßigsten scheinende Art, bereitwillige Hülfe leisten werdet."

Durch dieses Reskript, worüber ganz Europa erstaunen mußte, wurde also mit einem Federzug, von Joseph selbst alles wieder umgestürzt und vernichtet, was er seit neun langen Jahren mit unglaublicher Mühe, und mit Geduld, mit guten und bösen Worten, Nachgeben und Strenge, in einem Reich eingeführt hatte, welches die ansehnlichste seiner Besitzungen war, und von einem Volk bewohnt wurde, dessen Nationalgeist Joseph nicht genugsam gekannt zu haben scheint. Dieses Reskript, von diesem Kaiser, in diesen Umständen erlassen, welches dem Schicksal von zehn Millionen Menschen, vielleicht auf mehrere Jahrhunderte eine neue Wendung gibt, ist eine der denkwürdigsten Urkunden aus Josephs Geschichte.

Bald darauf wurden die ehemaligen Obergespäne wieder in ihre Würden eingesetzt, oder in denselben bestätiget. Am 18

Feb-

Februar Morgens führte man die Krone aus der Burg zu Wien ab. Noch ehe sie in Ofen anlangte, war Joseph schon todt. Was bei dem Empfang derselben, und unmittelbar darauf geschah, gehört schon in die Regierungsgeschichte Leopolds des II.

Um eben diese Zeit gingen auch Nachrichten aus Tyrol ein, daß die Bewohner dieser Provinz mit Josephs Reformen allgemein unzufrieden wären. Vorzüglich waren die militärische Konscription und die Neuerungen in Kirchensachen im höchsten Grade verhaßt. Joseph überwand sich abermahl. Er schickte schnell eine Staffette nach Innsbruck, mit dem Auftrage: diese Neuerungen aufzuheben, und alles wieder auf den alten Fuß herzustellen.

Wer den Kaiser nicht persönlich kannte, der hat keinen Begriff davon, was diese Opfer für ihn waren.

Allmählig fühlte sich der Kaiser von Tag zu Tag schwächer; und jetzt that er abermahl einen Schritt, der ihm um so mehr Bewunderung verschafte, je unerwarteter derselbe war, Joseph, von jeher auf seine Selbstherrscherschaft so eifersüchtig, stellte die schon unter M. Theresia außer Wirksamkeit gesetzte Minister-Konferenz wieder her. Die Mitglieder derselben sind: Kauniz, Stahremberg, Lascy, Rosenberg. Zum geheimen Referendarius dabei ward Spielman ernannt, und das Amt des Aktuarius versieht Hofrath Collenbach.

Unterm 14 Februar gab Joseph dem Hofkriegsrathspräsidenten Hadik *) den Auftrag

*) Dieser wackere Greis, der schon 1738 gegen die Türken focht, und dem Berlin seine Thore öffnen mußte, nahm persönlich von seinem sterbenden Monarchen Abschied. „Gott befohlen; mein lieber Hadik! wir

trag, der gesammten in der wirklichen Dienstleistung stehenden Armee, vom höchsten Generalen bis zum gemeinen Mann herab, in seinem Nahmen bekannt zu machen:

„Weil Se. Majestät sich dem Ende ihres Lebens näherten, so hielten Sie sich für undankbar, wenn Sie nicht der gesammten Armee für die in allen Gelegenheiten und ohne Ausnahme Allerhöchstderselben bewiesene Treue, Tapferkeit und Unverdrossenheit Ihre volle Zufriedenheit zu erkennen gäben.

„Se. Majestät müßten die Armee, eben weil Sie dieselbe bei einer im Feldzuge sich zugezogenen Krankheit nicht hätte verlassen wollen, noch früher ganz verlassen, als nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur und von Ih-

sehen Uns hier zum letztenmahl" sprach Joseph, und drückte noch freundschaftlich des Helden tapfere Hand. Mit Thränen im Auge, und mit zerrissenem Herzen, wankte der biedere Mann vom Sterbebette weg. Von dieser Stunde an ergriffen ihn Fieberschauder, er ward gefährlich krank, und wenige Tage nach Josephs Tode, am 12 März, folgte er seinem Kaiser in das Grab.

Ihrer Leibesbeschaffenheit zu vermuthen gewesen wäre.

„Soldat zu seyn, wäre von jeher Allerhöchst ihre vorzügliche Neigung, so wie die Beförderung des Wachsthums am Ansehen, an innerlichen Kräften und Werth der gesammten Armee, stäts der Gegenstand Höchstihrer größten Sorgfalt gewesen.

„Als Landesfürst hätten Se. Majestät alles Mögliche dazu beigetragen, und als Kriegsgefährte alles Ungemach und alle Gefahren mit Bereitwilligkeit getheilet. Was immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten Mannschaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung ersonnen werden konnte, sey von Sr. Maj. nie ausser Acht gelassen worden, und jeder einzelne Mann sey Ihnen schätzbar gewesen.

„Der vorige Feldzug habe alle Wünsche, die Se. Majestät für die Ehre der Armee in Ihrem Vaterherz genährt haben, vollkommen gekrönet; und dieselbe habe in ganz Europa das Ansehen, welches sie verdient, erworben.

Se. Majestät nähmen die trostreiche Beruhigung mit sich, sie werde sich nun bestreben, diesen Ruhm stäts zu erhalten.

„Da Se. Majestät nach Ihrem Hinscheiden für die Armee nichts mehr thun könnten, so wollten Sie ihr diese Ihre dankbaren Gesinnungen mit dem innigsten Wunsche hierdurch zu erkennen geben, daß sie dem Staat, und Se. Maj. Nachfolger immer eben so getreu, wie Allerhöchstderoselben zugethan seyn möge.“

XXXII.

Tod der Erzherzoginn Elisabeth. — Geschenke des Kaisers an seine Kabinetsbeamte und Dienerschaft. — Abschied von seinen Freunden. — Josephs letzte Nacht. — Leichenzug. — Testament.

Am 17 Februar Morgens empfand die Erzherzoginn die ersten Anzeigen ihrer herannahen-

nahenden Niederkunft. Die Geburtsschmerzen fanden sich ein, und wurden immer heftiger, ohne daß sie des Kindes genesen konnte. Erst am Abend um 9 Uhr ward sie von einer Prinzessin entbunden. Ihr Körper war durch die lang anhaltenden Schmerzen so erschöpft worden, daß sie am folgenden Morgen um halb 6 Uhr starb.

Graf Rosenberg brachte dem Kaiser diese niederschlagende Nachricht, vielleicht für ihn die niederschlagendste; denn Elisabeths Verbindung mit seinem Enkel, war ganz sein Lieblingswerk gewesen.

Dieß war der tödtlichste Stoß, welcher ihn bei seinen ohnehin schon unheilbaren Umständen treffen konnte. Auch sagte er es öffentlich, daß er dadurch sich gänzlich niedergedrückt fühle. . . . Er befahl, man sollte die nöthigen Anstalten treffen, daß die in der Hofkapelle ausgesetzte Leiche der Erzherzoginn bald an ihren Begräbnißort komme, „damit für meine eigne Leiche Platz werde" sagte er mit der Standhaftigkeit eines ächten Weisen.

Ohne weitere Hoffnung rechnete er nun auf seinen nahen Tod. Er beschenkte verschiedene Leute vom Hofe, seine Sekretäre, und seine Dienerschaft, auf eine großmüthige Art. Es betrug ungefähr eine halbe Million Gulden, was er in seinen letzten Tagen an Geschenken ausspendete.

Während seiner ganzen Krankheit, bei unaussprechlichen Leiden, hatte er beinahe noch immer eben so viel und so eifrig gearbeitet, wie in seinen gesunden Tagen. Noch am 19 Februar that er dieses.

Jezt ergriff er den Zeitpunkt, noch einige Rosen auf den Altar der Freundschaft zu streuen, ehe er selbst ganz verwelkte.

Er schrieb an seinen getreuen Nestor, den Fürsten Kaunitz, der ihm so eben ein Billet geschickt hatte, in französischer Sprache:

„Lieber Freund! Ich bin von dem Aus„druck Ihrer Theilnehmung ganz gerührt: „allein, was kann ich bei den Verhängnißen „der Vorsicht anderes thun, als mich densel„ben unterwerfen. Was Sie betrifft: em-

„pfangen Sie von mir die unbegränzte Ver-
„sicherung der vollkommensten Erkenntlichkeit,
„der größten Hochachtung, und des aufrich-
„tigsten Zutrauens, die Sie vor allen andern
„verdienen; und seyn Sie versichert, daß es
„mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke,
„daß ich ausser Stande bin, länger Ihre
„Einsichten zu benutzen. Ich umarme Sie,
„und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen
„Zeitpunkt mein Vaterland, das mir so sehr
„am Herzen liegt.“

Joseph.

An den Grafen Rosenberg schrieb er:

„Mein lieber Graf von Rosenberg! Die
„Freundschaft hat gewöhnlich ihre Gränzen;
„aber die Ihrige gibt sich mir ganz hin.
„Könnte ich die Welt verlassen, ohne Ihnen
„vorher noch meine ganze Erkenntlichkeit für
„das zu beweisen, was Sie für mich gethan
„haben; für alles was Sie bei dieser langen
„Krankheit gelitten haben, während welcher
„Sie sich ganz aufopferten, um Mir meine

„Last tragen zu helfen, und mich zu trösten? —
„Die Weisheit und Vortreflichkeit Ihrer Rath-
„schläge, die Ergebenheit, welche Sie bei
„jedem Anlasse, bis zum letzten Augen-
„blick, gegen mich bewiesen haben, durch-
„dringen mich mit Erkenntlichkeit und Freund-
„schaft. Empfangen Sie die Versicherung
„derselben, und glauben Sie, daß das ein-
„zige, was ich bei meinen Austritt aus der
„Welt bedaure, die kleine Anzahl von Freun-
„den ist, die ich verlassen muß, und denen
„ich Ungelegenheit gemacht habe. Leben Sie
„also wohl. Ich umarme Sie mit freund-
„schaftlichen Herzen. Erinnern Sie sich
„meiner

Ihres aufrichtigen und empfin-
dungsvollen Freundes Joseph.

N. S. „Nur meine zitternde Hand hat mich
„verhindert, Ihnen diese Zeilen mit eigner
„Hand zu schreiben."

Der Kaiser Joseph hatte eine gewählte Abendgesellschaft, aus Männern und Wei-

bern

dern gemischt. Die Damen dieses Kränzchens waren: die verwittwete Fürstinn Franz Lichtenstein, die Fürstinn, nun auch Wittwe, Karl Lichtenstein, die Fürstinn Kinsky, Fürstinn Clary, und Gräfinn Ernst Kaunitz.

An diese Damen schrieb er:

„Mein Ende naht heran; es ist Zeit, „Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze „Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, „Freundschaft und angenehme Freiheit zu be„zeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, „welche Wir in Gesellschaft mit einander zu„gebracht haben, zu erweisen und angedei„hen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich „bereue keinen Tag: keiner war mir zu viel; „und dieses Vergnügen, mit Ihnen umzu„gehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, „das ich darbringe, indem ich die Welt ver„lasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in „Ihrem Gebeth zu erinnern. Ich kann „die Gnade und unendliche Barmherzigkeit „der Vorsehung in Ansehung meiner nicht „genug mit Dank erkennen: dieses alles ist

„in derselben vereiniget, so daß ich mit gan„zer Resignation meine letzte Stunde erwarte. „Leben Sie wohl. Sie werden meine unle„serliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie „beweist meinen Zustand."

Joseph.

Was er etwann sonst noch an andere Vertraute geschrieben haben mag, ist nicht bekannt geworden.

* * *

Die arbeitenden Sekretare blieben den ganzen Tag über bei ihm, und bis um 10 Uhr Nachts. Rosenberg und Lasey machten ihm an diesem letzten seiner Abende noch einen Besuch. Er hatte schon um Mittagzeit eine Anwandlung von Ohnmacht, ergriff aber sein Riechfläschchen, und ermunterte seine Sinnen. Die Arbeit des diktirens, expedirens, unterschreibens, ging immer fort. Um 10 Uhr, entließ er die Sekretare und legte sich zu Bette. Unter Tags saß er schon seit eini-

gen

gen Wochen in einen grossen Schlafsessel, oder ging im Zimmer herum spatzieren; dabei war er stäts angekleidet, trug Stiefel, und einen Frak oder Kapot.

Als er sich niedergelegt hatte, mußte ein Kammerlakai neben seinem Bette wachen. In einem Nebenzimmer ruhten Störk und Brambilla, und ein vor wenigen Tagen zum Beichtvater ernannter Augustiner.

Der Kaiser fing an zu schlummern; phantasirte, halb schlafend und halb wachend, von Dingen die eben jetzt der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit waren; ermunterte sich und sprach dann mit vollem Bewußtseyn; schlummerte und phantasirte wieder; und so dauerte es wechselweise fort, bis gegen 5 Uhr Morgens am 20 Februar. Jezt ward er vollkommen munter, und fühlte sich übel. Er verlangte eine Suppe; man brachte sie, und ließ zugleich die Aerzte in das Zimmer treten. Störk fühlte ihm den Puls, und fand beinahe keinen mehr. Ohne dem Monarchen dieses zu entdecken, sagte er bloß

daß auch der Beichtvater im Nebenzimmer sey, wenn ihn Se. Majestät etwann sprechen wollte. Der Kaiser verstand vermuthlich den Wink, und ließ den Augustiner rufen. Dieser las ihm ganz gelassen aus einem Erbauungsbuch etwas vor. Joseph wollte von der gebrachten Suppe etwas nehmen, vermochte aber nicht mehr. Er sank zurück, hatte etwann fünf Minuten lang Zuckungen, und war um halb 6 Uhr Morgens todt.

Ein erschütternder Fall! Jezt lagen zu gleicher Zeit zwei Leichen im erhabenen Kaiserhause: Joseph, der regierende Monarch; und Elisabeth, die Gemahlin seines Neffen.

Der Kaiser hatte verbothen, den Leichnam der Erzherzogin zu öffnen. Auch seinen eignen Körper verboth er zu öffnen, mit dem Beisatz: „Seine Krankheit sey sichtbar genug gewesen: man würde also durch die Oeffnung des Leichnams nichts weiter lernen.“

An demselben Tag, abends um 7 Uhr, wurde die Erzherzoginn begraben.

Man

Man zog dem Kaiser die Feldmarschals-Uniform an. Am Sterbetage und an dem folgenden blieb er in seinem Zimmer liegen. Am 22sten wurde er in der Hofkapelle öffentlich ausgesetzt.

Um sieben Uhr Abends wurde er aus der Burg zu den Kapuzinern auf den neuen Markt geführt. Schon einige Stunden vorher hatten sich die geistlichen Gemeinheiten, die Hofämter ꝛc. daselbst versammelt. Der Sarg wurde in einem sechsspännigen schwarzen Leichenwagen gelegt; vor und nach demselben fuhren Hofbeamte; nebenher gingen Edelknaben, Dienerschaft, und die Leibwachen. Truppen zu Fuß und zu Pferd öffneten und schlossen den Zug. In der Kirche geschah die Einsegnung nach den Vorschriften des Rituals. Jezt übernahmen die Kapuziner den Sarg: man öffnete ihn, zeigte ihnen, daß der Leichnam Josephs des II. wirklich darin liege; sie gelobten, ihn sorgfältig zu verwahren; und dann wurde der grosse Monarch in der

östreichischen Familiengruft zu seinen Vätern versammelt.

• • • • • • •

• • • • • • •

Sein Testament war ein redender Zug seines Original-Charakters. Es bestand aus sechs Zeilen; und enthielt nichts anderes; als daß Joseph seinen Bruder Peter Leopold, zum Universal-Erben erkläre.

Als Kodicill war beigelegt: Seine Sekretare, und diejenigen Hofleute, welche unmittelbar seine Person bedient hatten, sollten lebenslänglich ihren ganzen Gehalt geniessen.

XXXIII.

Politische Lage des Oestreichischen Staats, bei Josephs Absterben.

Bei Josephs Geburt war der Oestreichische Staat bekanntlich in einer sehr gefährlichen

Lage.

Lage. Thereſiens Muth und Klugheit, die von ihren Unterthanen erworbene Liebe, und die innerlichen Kräfte der Monarchie ſelbſt, halfen jene Verderben drohende Wolken zerſtäuben.

Von dieſer Zeit an wuchs der Staat zu jener Macht, Höhe, und Stärke hinan, die ihn gegenwärtig in der politiſchen Welt auszeichnet.

Nicht zufrieden mit dieſer Verfaſſung, wollte Kaiſer Joſeph ſeine Länder noch mehr empor heben. Er nahm ſich vor, den Satz in Erfüllung zu bringen, welchen ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts ein weit hinausſehender Mann zum Titel eines kleinen Buchs gewählt hatte: „**Oeſtreich über alles, „wenn es nur will.**"

Seine Abſichten waren unbezweifelt groß, und gut, und ſchön. Daß er die Sache nicht durchaus von der rechten Seite angriff, nicht immer die ſchicklichſten Leute und Mittel dazu wählte: dieſes ſcheint der widrige Erfolg bewieſen zu haben, welcher zwar im Auge des

Wei-

Weisen den Werth oder Unwerth grosser Unternehmungen nicht entscheidet, aber bei dem grossen Haufen, und selbst im praktischen Weltlauf vollgültiger Beweis ist. . . . . Auch lag der benachbarten Welt zu viel daran, die Realisirung jenes Satzes zu hemmen, als daß sie das ihrige nicht hätte beitragen sollen, Josephs Plane scheitern zu machen.

Wirklich scheiterten auch die meisten derselben; und selbst der größte Bewunderer Josephs kann nicht umhin, zu gestehen: der rastlose Kaiser habe die Sachen auf einen Punkt getrieben, daß sich der östreichische Staat bei seinem Absterben beinahe in einer noch gefährlicheren Lage befand, als bei seiner Geburt.

Der Türkenkrieg war noch in vollem Gange. Freilich hatte der zweite Feldzug selbst die kühnsten Wünsche der Patrioten befriediget. Indessen war es doch immer ein Krieg mit einem sehr mächtigen Feinde; ein Krieg, der schon gewaltige Summen von Menschen und Gelde gekostet hatte; und dessen Ende noch nicht abzusehen war. Eben

Eben dieser Krieg drohte dem Beherrscher Oestreichs noch einen anderen, nicht minder heftigen und kostbaren Krieg auf den Hals zu ziehen. Schon gegen Ende des Jahrs 1789 hatten die politischen Angelegenheiten, mit den nördlichen Nachbarn, eine Wendung genommen, daß der Kaiser nöthig fand, selbst in den ersten Wintertagen des Jahr 1790, aus den tiefsten Ungarn und Kroatien, Armeen nach Böhmen, Mähren und Gallizien zu senden.

Dieß war die Lage von aussen. . . . Von innen zeigte sich ebenfalls wenig Tröstliches.

Die Niederlande hatten die Empörung auf das Aeusserste getrieben; hatten die Truppen des Kaisers in das Luxenburgische zurückgedrängt; hatten sich für einen ganz freien Staat erklärt.

Ungarn und Tyrol hatten eine Sprache geführt, welche den Kaiser in die Nothwendigkeit versetzte, mit Einem Strich alles niederzuschlagen, was er während seiner Regierung gebaut hatte. . . . War es gegründe-

tes Mißvergnügen, war es Verhetzung von aussen oder von innen, war es das böse Beispiel anderer Länder und Provinzen? genug, es half die Verwirrung vergrössern.

In Böhmen, Mähren, Galizien, und in den deutschen Provinzen, waren die Stände über die eingeführte neue Steuer-Regulirung, über den Verlust mancher alter Feudal-Vorrechte, im hohen Grade unzufrieden. Das Volk klagte über die durch den Krieg entstandene allgemeine Theuerung, und die wegen des Kriegs eingeführten ausserordentlichen Auflagen.

In der That, seit Jahrhunderten war der politische Himmel Oestreichs nicht so stürmisch gewesen.

Und in eben diesem Zeitpunkt lag Joseph, von der schmerzlichsten, aller Menschenhülfe trotzenden Krankheit auf das Sterbebett hingestreckt, jede Minute seine Auslöschung erwartend.

Ich wiederhole mich, wenn ich hier neuerdings erinnere, daß die ersten und die letz-

ten Tage Josephs, trübe und voll der Widerwärtigkeiten waren. Aber sehr wahr, und sehr auffallend bleibt der Umstand ohne Widerrede.

XXXIV.

Körperliches Aussehen Josephs. — Sein Anzug.

Die Lebensgeschichte Josephs, sowohl vor als während seiner Regierung; seine Beschäftigungen, seine Reisen, Entwürfe, Unternehmungen, Reformen, Gesinnungen rc. sind, für den Philosophen und Staatsmann, schon an und für sich se bst wesentliche und sprechende Züge zur Charakteristik dieses ausserordentlichen Mannes. . . . Wer dem Kaiser, seit Franzens Tode, auf seiner politischen Laufbahn gefolgt ist, und ihn daraus nicht kennen gelernt hat, dem werden einzelne Züge

aus dem öffentlichen und privat Leben desselben wohl schwerlich Genüge leisten.

Indessen gehören solche Züge auch zur Charakteristik dieses Fürsten; nur erwarte man nicht, daß eine kleinliche Anekdotenjagd daraus werde, die mir bei der Schilderung eines solchen Fürsten sehr entbehrlich ist.

* * *

Joseph der II. war von mittelmäßiger Leibesstatur: er mochte etwann 5 Fuß 5 Zoll haben. Sein Körper war sehr gut gebaut; nervicht, ohne plump; kernhaft, ohne fett; mehr voll als mager. Seine Leibeskonstitution zeugte von jener Geistesblüthe, von jenem Feuer, das er aus Franzens und Theresiens Geblüt ererbt hatte. Er besaß eine Gesundheit, Kraft und Stärke, die es allein möglich machten, daß er alle die unaufhörlichen und gräulichen Beschwerlichkeiten ertragen konnte, welche jeden anderen würden aufgetrieben haben.

Er besaß eine schöne, gewölbte Stirne, starke Augenbraunen, eine grosse gebogene Adlernase, Augen von so schönen Blau, daß es in Oestreich eine Zeitlang Mode war, Kleider von der Farbe seiner Augen zu tragen; und diese Farbe hieß buchstäblich, in allen Kaufmannsläden, Kaiseraugenblau. Seine Haare waren lichtbraun. Er trug sie in einen Zopf gebunden, nach Art der Offiziere, mit zwey ganz ungekünstelten Seitenloken, und einem kurz abgeschnittenen Toupet.

Seine Gesichtsmine war in jüngern Jahren unbeschreiblich angenehm, und zugleich majestätisch. Seine unmäßigen körperlichen Beschwerden aller Art, zogen ihm einige kleine Gebrechlichkeiten zu: er bekam Aderbrüche in den Füßen, Flüße in den Augen, die Rose *) am Kopfe. Um die Heilung dieser letztern bequemer zu besorgen, fing er im Jahr 1783 an, Perücken zu tragen, welche ihn schon

*) Im gemeinen Ausdrucke: der Rothlauf.

schon stark entstellten. . . . In spätern Jahren war seine Gesichtsfarbe, durch die vielen Reisen, durch den Aufenthalt im Felde, wo er weder Frost noch Hize, weder Schnee noch Regen scheute, stark rothbraun geworden. Auch bekam er allmählig tief herunterhangende Backen, wodurch jene Züge von Anmuth und freundlicher Theilnehmung beinahe ganz verwischt wurden.

Er sprach meistentheils hastig, und ernsthaft. Wenn er zornig ward, so zog er die Oberlippe stark aufwärts, daß man die Zähne sah; die Augen wurden starr und feurig; er pflegte in diesem Zustande wohl auch mit den Füssen zu stampfen.

In seiner frühesten Jugend wurde Joseph Ungarisch gekleidet. In seinen Jünglingsjahren wechselte er diese Tracht mit der deutschen; und im männlichen Alter ging er immer in deutscher Kleidung. Nur am Theresientag 1765 zog er zum erstenmahl die blaue Hussaren-Uniform an, von dem Regimente, welches seinen Nahmen führte; und

in

in dieser Uniform stattete er an diesem Tage seiner Frau Mutter den Glückwunsch ab. Auch trug er einige Jahre hindurch bei verschiedenen Anlässen, diese Hussaren-Uniform, besonders wenn er bei den jährlichen Manövres in die Gegend kam, wo sein Hussaren Regiment mit exercirte.

Seit dem J. 1768 ungefähr, kleidete er sich gewöhnlich in deutscher Uniform, entweder Weiß und Roth, wie das seinen Nahmen führende Infanterie Regiment, oder Grün und Roth, wie das nach ihm benannte Regiment Chevaux-legers. Auch auf der Reise, wenn sie nicht über die Gränzen seines eigenen Staats hinaus ging, trug er beständig Uniform. . . . Die Grüne stand ihm am beßten zu Gesichte.

Ob er diesen militärischen Anzug deswegen trug, weil ihm seine Frau Mutter nach Franzens Tode das ganze Kriegswesen übergeben hatte; ob es aus eignem Geschmack, aus Hang zur Simplicität, mit unter auch als Nachahmung des Königs Fridrich geschah,

schah, den er öfters mündlich und schriftlich, seinen Meister in der Kriegskunst genannt hatte, weiß ich nicht. Aber dieses weiß ich, daß man ihn ausser der Zeit seiner militärischen Beschäftigungen, auch lieber ohne Soldaten Kleidung gesehen hätte; weil ein Landesherr nicht blos Vertheidiger seines Staats, sondern auch Gesetzgeber und Bürger seyn muß.

Auf der Reise in fremde Länder, oder sonst im Negligee zu Hause, trug er gern einen braunen oder anderen dunkelfärbigen Frak; und über alle diese Kleidungen in der kälteren Jahrszeit, einen grünen oder dunkelblauen Kaput; einen schlichten Hut, ohne alle Verzierung, Stiefel und Sporn. —

An Galatagen, Ritterordensfesten, bei den Fronleichnamsprozession, und bei andern öffentlichen feierlichen Anlässen, trug er die Feldmarschalls-Uniform, nähmlich Weiß und Roth; an der Brust die mit Brillanten gestickten Sterne, und über die rechte Schulter, nach der linken Hüfte, die Bänder der

beiden inländischen Orden; um den Hals den goldnen Vließ; grosse Schuhe-Schnallen mit Brillanten; aber äußerst selten Ringe an den Fingern. — „Man muß sehr schöne Hände habe, wenn man Ringe tragen will" sagte er.

Er hielt sich in seinem Anzug nett und reinlich; und sah es gern, wenn die Leute, welche um seine Person zu thun hatten, nicht prächtig, aber ebenfalls nett und reinlich im Anzug waren.

XXXV.

Tägliche Lebensart. — Speise und Trank. — Lebensart zu Hause und auf Reisen.

Seit dem Tode seines Vaters, schlief Kaiser Joseph der II. beständig auf Stroh. In Wien hatte er seine Strohsäcke mit Stroh von türkischen Waitzen gefüllt; darüber lag eine

Hirschhaut ausgebreitet; auf derselben ein Leintuch, und ein mit Roßhaaren ausgestopftes, mit Leder überzogenes Kopfkissen. . . . Auf Reisen nahm er gemeines Stroh, und allemahl die Hirschhaut darauf. Man denke aber nicht, daß er dieses nur in Dörfern oder solchen Oertern that, wo er gar keine oder nur schlechte Betten haben konnte: nein, auch in Pallästen und Schlössern von Fürsten und Grossen, ließ er die Betten aus seinem Schlafzimmer wegräumen, und legte sich auf das Stroh dur. Mit Mühe konnte man ihn bey Verschlimmerung seiner Krankheit, im Frühjahr 1789 bereden, daß er sich statt des Strohsacks eine Matraze unterlegen ließ.

Er stand im Sommer längstens um fünf Uhr Morgens auf, im Winter etwas nach sechs Uhr. Die Kabinetsekretäre, welche jeden Tag den Dienst hatten, mußten dann schon in Bereitschaft gegenwärtig seyn. . . . Sobald der Kaiser munter war, wurde in den kälteren Monaten nämlich, in dem Kamin des Schlafzimmers Feuer gemacht. Zu

diesem stellte er sich, zog sein frisches Hemde, und eine bequeme Morgenkleidung an, und begann dann sogleich die Arbeit. Gegen neun Uhr nahm er sein Frühstück, ehemals Kaffee mit Milch, den er sehr gern trank; in den letztern Jahren aber Schokolade. Um diese Zeit zog er sich auch ordentlich an, und ließ sich von einem Kammerdiener das Haar in Ordnung richten, welches so geschwind als möglich abgethan seyn mußte, und nahm sich täglich selbst den Bart ab.

Während dieser Zeit des Frühstückens und Anziehens, war gewöhnlich der Oberst-Kämmerer Graf Rosenberg zur Konversation bei dem Kaiser.

Sein Schafzimmer war in der eigentlichen sogenannten Burg im ersten Stockwerke, auf die Bastei hinaus, neben dem grossen Altan. Wenn er gefrühstückt hatte, und angezogen war, ging er aus dem Schlafzimmer hinunter in das Kabinet auf den Kontrolorgang, wo er mit seinen Sekretären fortfuhr in Staatsgeschäften zu arbeiten. Hier

ging er beinahe von Stunde zu Stunde auf den Gang hinaus, hörte Leute an, nahm Bittschriften und Vorträge ab; ließ diejenigen, welche mündlich mit ihm sprechen zu müssen, glaubten, zu sich in das Zimmer treten, und fertigte sie sobald möglich wieder ab, um andere anzuhören.

Leute jedes Standes, Alters und Geschlechts, konnten hier täglich, in allen Arten von Angelegenheiten zu ihm kommen. Dieses geschah auch. Der Kontrolorgang war meistens den ganzen Tag über dergestalt mit Leuten angefüllt, daß ein ordentliches Gedränge an der Thüre zum Kabinet entstand. So dauerte es bis gegen 12 Uhr. Dann ritt oder fuhr ein paar Stunden spazieren. Bei schöner Witterung saß er in einem offenen, grün lakirten und ausgefütterten Pirutsch, immer nur mit zwei Pferden bespannt, die er sehr gern und fast immer selbst lenkte, bis auf die letzten Jahre, da er schon kränklich oder nicht gut aufgeräumt war. Ein einziger Bedienter saß oder stand hinten auf.

Beim

Beim Reiten hatte er meistens ein paar Handpferde, und einen Bereiter mit sich; manchmal auch einen Kavalier, und in den letztern Jahren von Zeit zu Zeit seinen Neffen den Erzherzog Franz zur Gesellschaft. Er ritt oder fuhr in den Augarten, in den Prater, auf die übrigen Donau-Inseln, in die Gegend von Schönbrunn, oder sonst ausser den Linien auf offenem Felde herum.

Die Stunde zu speisen war bei ihm nicht festgesetzt. Er aß manchmal um 3, um 4, auch wohl um 5 Uhr zu Mittag, je nachdem er sich von seinen Geschäften losmachen konnte oder wollte. Die Hofköche hatten für seine Person alle nichts zu thun, sondern eine einzige Mundköchinn kochte für ihn. In früheren Zeiten hatte er zuweilen selbst einen Küchenzettel gegeben, in den letzteren Jahren aber überließ er die Auswahl der Speisen seiner Köchinn. Die Tafel war eben nicht sehr prächtig. Sie bestand gewöhnlich aus zwei Trachten, und jede derselben aus sechs Schüsseln, alle kleinen Zwischenspeisen und

den Nachtisch mit eingerechnet. Unter diesen zwölf Schüsseln aß er täglich Suppe Rindfleisch, grünes Gemüse, Braten, gekochtes Obst, und süsses Backwerk. Von allen diesen genoß er eine ziemlich starke Portion. Von den übrigen Schüßeln wählte er manchmal etwas, wenn es gerade nach seinem Appetit war; manchmal aber auch nichts. Vorzüglich liebte er das gekochte Obst, und hatte es alle Tage ohne Ausnahme auf seinem Tisch. Uebrigens aß er noch gerne Kalbs-Braten, Fasanen, Kapaunen, Backwerk, und süsses Konfekt, von welchem er den Tag über stäts etwas in seinem Zimmer, oder auch wohl in der Tasche hatte.

Sein Trank war von jeher und blieb beständig blosses Wasser. Nur im Feldzuge gegen die Türken und in seiner letzten Krankheit, trank er auf Zureden der Aerzte manchmal ein wenig Tokaier.

Wenn er in der Stadt wohnte, speisete er immer ganz allein. Im Augarten oder in Laxenburg hatte er Gäste. Auf der Reise

speis-

speisten gewöhnlich die Sekretäre mit ihm. Wenn er allein oder mit dem Sekretären speiste, so war die ganze Tafel allemahl in einer halben Stunde geendiget; denn er benahm sich bei dem Essen eben so hastig, wie in allen seinen übrigen Verrichtungen. . . . Es war ihm sehr lästig, daß er an den Festen der drei Ritterorden, als Großmeister mit Pomp und Zeremoniel an offener Tafel speisen mußte. Auch genoß er gewöhnlich nichts von einer solchen Tafel, sondern unterhielt sich durch Gespräche mit den neben ihm stehenden Grossen.

Nach seiner Tafel hatte er beinahe täglich etwann eine Stunde lang in seinem Zimmer Musik, wobei er sehr oft selbst mitspielte. . . . Nach der Musik arbeitete er wieder, oder gab Audienzen, gewöhnlich bis um 7 Uhr Abends, wo er dann entweder in das Theater, oder in Gesellschaft, oder in das Theater, und nachher auch in Gesellschaft ging.

Indessen mußten täglich Abends noch von allen Stellen die nöthigen Depeschen,

Ent-

Entscheidungen und andere Staatspapiere zur Unterschrift oder anderen Verfügungen, zu ihm in das Kabinet gebracht werden.

Gegen 11 Uhr kam er nach Hause, und erbrach unfehlbar alle Pakete. Fand sich etwas dringendes dabei, so arbeitete er noch stundenlang in die Nacht hinein. War dieses nicht, so legte er sich um 11 Uhr zu Bette.

Ein Nachtmahl nahm er zu keiner Zeit. Begehrte er aber vor dem Schlafengehen noch eine Suppe, so war es ein Zeichen, daß er sich nicht ganz wohl befand.

Dieß war seine Tagesordnung im Winter. Blieb er den Sommer über in Wien, so wohnte er in seinem Gebäude im Augarten, manchmal auch einige Wochen in Laxenburg. Hier beobachtete er im Grunde dieselbe Ordnung, nur daß er im Augarten des Tags ein paarmal sich unter die dortigen Spaziergänger mischte, und im Garten herum ging.

Zu Laxenburg geschah eben dieses; und nebstdem ging er auch auf die Reigerbeitze. Schönbrunn hat er niemal bewohnt.

Vier Kammerdiener, wovon abwechselnd zwei und zwei im Dienste waren, ein Kammerlakai, und einige Leiblakaien: dieß war es alles, was zu seiner persönlichen Bedienung gehörte.

Er nahm in Wien an allen öffentlichen Vorfällen schleunigen Antheil. Bei Feuersbrünsten, auch mitten in der Nacht, bei Ueberschwemmungen 2c. war Kaiser Joseph allemahl einer der ersten auf dem Platz, zu welchem Ende Tag und Nacht ein Reitpferd für ihn gesattelt und bereit stehen mußte. . . Er ordnete an, ermunterte die Arbeitenden und Helfenden, durch Theilnehmung, Gegenwart, Zuspruch, und wo es Noth that, auch durch Geschenke.

Es verfloßen wenige Sommer, während welcher Joseph nicht eine Reise machte. Besuchte er keine auswärtigen Länder, so reißte er wenigstens in seinen eigenen Provinzen herum. . . . Auf diesen Reisen ging es Tag und Nacht, in jeder Witterung, auf guten und schlimmern Wegen, mit gleicher Standhaf-

haftigkeit fort. Es kümmerte ihn sehr wenig, ob er in einer Stadt oder in dem elendesten Dorfe zu übernachten kam, oder auch ganze Nächte lang fahren mußte; ob er viel oder wenig, warmes oder kaltes, oder gar nichts zu essen vorfand: auf alle Fälle und zur größten Nothdurft war doch immer etwas in einem Wagen des Gefolges vorräthig.

Weil er auch auf diesen Reisen die Staatsgeschäfte keineswegs aus den Händen ließ, so hatte er stäts ein paar seiner Kabinets-Sekretäre mit sich. In frühern Jahren nahm er eine Begleitung von einigen Kavalieren mit sich, besonders wenn er innerhalb der Gränzen seiner eigenen Länder reiste. Diese Gesellschaft aber wurde von Jahr zu Jahr kleiner; und in den letztern Zeiten nahm er etwann nur noch Einen Generalen, oder gar Niemand mehr mit sich.

Allenthalben untersuchte er genau den Zustand des Landes, die öffentlichen Anstalten; sprach mit Leuten aus allen Ständen; hörte ihre Beschwerden an; half oft auf der

Stelle, wenn es seyn konnte, oder versprach doch schleunige Hülfe.

Seine Reisen waren in keinem Betrachte Lustreisen, und für jedermann äusserst ermüdend; nur Er fühlte weder Beschwerde noch Ermattung dabei. Er ging einst in vier Tagen und einigen Stunden von Pisa nach Wien, eine Reise, worauf selbst Kouriers über fünf Tage zubringen. In Ungarn machte er oft vierzen Posten in sechs Stunden.

XXXVI.

Geisteskräfte. Kenntniße. Lektüre. Seine Gedanken über Schriftsteller und Gelehrsamkeit. — Anstalten für Erziehung, für Wissenschaften und Künste.

Kaiser Joseph besaß ein ausserordentlich glückliches Gedächtniß, einen schnell durchdringenden Verstand, eine äusserst lebhafte Phan-

Phantasie, rasche Beurtheilungskraft, und eine höchst reichhaltige Ader von Witz.

— — dem's nie an Reitz gebrach;
Zu stechen, oder liebzukosen
Gleich aufgelegt. — —

Im Arbeiten hatte er eine Fertigkeit erlangt, daß es ihm an Schnelligkeit, Vielfältigkeit und ausdaurender Anstrengung keiner seiner Beamten gleich that.

Eine Menge von ihm selbst entworfener, geschriebener oder diktirter Aufsätze, Resolutionen, Handbillets rc. beweisen jenen Grad von Verstand, Beurtheilungskraft und Witz. . . . Niemanden fiel es bei, ihm diese Gaben je streitig zu machen; wohl aber hat man oft gewünscht, daß es ihm möglich gewesen wäre hie und da etwas mehr kalte Vernunft, ruhige Uiberlegung, ernsten Forschgeist in seinen Geschäften und Entscheidungen anzuwenden. Manche Stellen, manche Chefs und andere Beamte, mußten bei seinen eigenhändigen

Zu=

Zuschriften, schmerzliche Hiebe von der Geißel seines Witzes und feurigen Verstandes aushalten.

Er hat keine Bücher zum Druck geschrieben. Auch seine freundschaftliche Korrespondenz wird wahrscheinlich ganz, oder doch größtentheils dem Publikum unbekannt bleiben. Aber gewiß ist, daß seine Briefe so reichhaltig an schönen und grossen Grundsätzen, an Welt- und Menschenkenntniß, an den treffendsten Bemerkungen über Länder und Fürsten und Völker; über grosse und kleine Begebenheiten in der politischen und moralischen Welt; so voll gesunden Menschenverstandes, natürlichen Witzes, oft auch satyrischer Laune; und in einem so körnichten, ausdrucksvollen Styl geschrieben sind, als sie je aus der Feder irgend eines berühmten Fürsten der ältern oder neueren Zeit geflossen sind. Es müssen mehrere tausend solcher Briefe in ganz Europa existiren. . . . . Seine Handschrift war deutlich.

Von seinen witzigen Einfällen, Antworten ꝛc. auf Reisen und zu Hause, haben die Anekdotensammler schon manches aufgeschrieben, und werden die Sammlung jetzt, nach seinem Tode, vermuthlich noch um vieles vermehren.

Schon in der Jugendgeschichte Josephs hab ich angeführt, daß es mit seinem Schulfleiß schlecht stand. Bei den öffentlichen Prüfungen, welche jährlich in Gegenwart des Kaiser Franz, der Kaiserinn Theresia, und der ansehnlichsten Männer vom Hofe, mit den Prinzen vorgenommen wurden, waren Josephs Lehrer gewöhnlich übel daran, weil er wenig von dem lernte, was vorgeschrieben war. Methodische Schulkenntniße erlangte er also während seiner Studirjahre nur wenige.

In Sprachen machte er sehr guten Fortgang. Er sprach sein ganzes Leben hindurch gut deutsch, Französisch, Italienisch und Lateinisch. Auch schrieb er alle diese Sprachen, zwar nicht ganz fehlerfrei, wie ich es aus einigen seiner eigenhändigen Billets ge-

se-

sehen habe, aber doch, im Vergleich mit anderen Königen und Geschäftsmännern, über die Erwartung gut. Auch Böhmisch sprach er sein ganzes Leben hindurch mit vieler Fertigkeit. Ungarisch hatte er in seiner Jugend gut geredet, in älteren Jahren verlor er zwar die Uibung darin, aber doch ohne es ganz zu vergessen. Mit den vornehmen Ungarn, Kroaten, Polen, Slavoniern, Illyriern und Walachen, sprach er also bei seinen Reisen durch diese Länder, oder in Geschäftssachen, immer Latein.

Bei reiferen Jahren fing er an, aus eigenem Geschmack und Wissenschaftstriebe, Kenntniße für seinen künftigen Stand zu sammeln. Er las Bücher über die militärischen Wissenschaften, über die Regierungskunst, Staatsökonomie, über den Zustand und das Verhältniß der Europäischen Länder und Staaten. Aus der französischen grossen Encyclopädie und einigen andern Schriften der sogenannten Oekonomisten, die er einige Zeit hindurch fleißig las, scheint er seine Grundsätze

und Anhänglichkeit an das physiokratische System geschöpft zu haben, das er in seinem Staat einführen wollte. Darum las er auch Schlettwein's Schriften.

In der Zeit seiner wirklichen Regierung nahm er sich wenig Muße mehr zum lesen, und that es in einigen Stunden Morgens und Abends, mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung. Dazu nahm er vorzüglich Voltaire's Schriften, die also ihren Verfasser für die Kälte entschädigten, welche Joseph bei seiner Reise durch Ferney, gegen denselben geäussert hatte.

Die Schriften, worin Er selbst, seine Anstalten und Unternehmungen getadelt wurden, las er mit Aufmerksamkeit. Der Procés des trois Rois, des Mirabeau Doutes sur la liberté de l'Escaut, die kühnsten Broschüren, welche in Wien wider ihn erschienen, gehören dahin. Eben so nahm er Notiz von dem, was in periodischen Schriften über seine Regierung und seinen Staat gesagt wurde. Darum mußten seine Sekre-

tare den deutschen Merkur, das deutsche Musäum, Schlözers Staatsanzeigen, die Ephemeriden der Menschheit, Linguets Annalen ꝛc. immer durchgehen, und ihm die Aufsätze zum lesen anzeichnen, welche Ihn selbst betrafen.

Im Allgemeinen genommen, muß man gestehen, daß Er eben keine gar hohe Meynung von den Gelehrten hegte. Dazu hat freylich der Umstand viel beigetragen, daß er so viel schlechtes Geschmiere an das Licht kommen sah, und daß er selbst von mehrern grossen und kleinen Büchermachern einigemahl mit unverschämter Dreistigkeit angefallen ward. . . . Es geschah auch, das Sachen, die er als Staatsgeheimniße bewahrt wissen wollte, durch den Druck bekannt wurden. Dieses schmerzte ihn. Er betrachtete nun die gewöhnlichen Schriftsteller als Leute, die aus Gewinnsucht schrieben, und die sich alles erlaubten, um ihre Bücher desto besser zu verkaufen. Darum sah er es nicht gern, wenn Leute in öffentlichen Staatsdiensten sich mit Bücherschreiben abgaben.

Aus diesen Gründen entstand auch seine Gleichgültigkeit über Lob und Tadel der Journalisten und Schriftsteller. Er verschmähte die von ihm sogenannten kleinen Mittel, sich Ruhm zu verschaffen; aber er that Unrecht, diese kleinen Mittel nicht zu achten; denn mancher Fürst hatte und hat denselben so viel zu danken, daß es nebst dem persönlichen Ruhm selbst für das Wohl seines Staats wesentliche Folgen hatte. . . . Kaiser Joseph war zu sehr in seinen Lieblingsprojekten, in seinen grossen Planen vertieft. Er achtete nicht genug auf die Bemerkung, daß die Welt durch Meynungen beherrscht werde, daß einem Monarchen unsrer Zeiten die öffentliche Meynung nicht mehr gleichgültig seyn dürfe; und daß diese öffentliche Meynung im Grunde doch von den Journalisten, Broschüristen, und Schriftstellern überhaupt, geleitet werde.

Dem ungeachtet haben mehrere Gelehrte die Ehre seines Besuchs, seiner Zuschrift, haben Geschenke, auch Belohnungen von ihm erhalten.

Ueberhaupt schätzte er eigentlich jene Wissenschaften, die ich, nach seinem Sinne, die praktischen nennen möchte; solche nähmlich, aus deren Betrieb sogleich thätiger handgreiflicher Nutzen entstand: als Chirurgie, Mineralogie, Mechanik, Mathematik, in soweit sie für das Kriegswesen rc. nothwendig ist; Technologie, Naturgeschichte, in Beziehung auf nützliche Staatsanstalten rc. — Für spekulative und schöne Wissenschaften aber war er kälter.

Indessen wurden unter seiner Regierung die Anstalten für öffentliche Erziehung, für Wissenschaften und Künste, keineswegs versäumt, sondern vergrössert und verbessert. Mehrere tausend ganz neue Landschulen wurden in allen Provinzen gestiftet. Für Galizien wurde eine neue Universität in Lemberg errichtet, und bei den übrigen so wie bei der letztern eine zweckmäßigere Vertheilung und Verbindung der Lehrgegenstände festgesetzt. Joseph, der die deutsche Sprache mehr liebte, als jede andere, verschafte ihr dadurch

den herrlichsten Triumph, daß er alle Wissenschaften, die heilige Dogmatik ausgenommen, in derselben lehren ließ.

Die Einführung der Schulgelder verminderte zwar den ohnehin zu zahlreichen Haufen der oft auch zwecklos Studirenden. Eben diese Gelder aber wurden eine Hülfsquelle für Fleiß und Talente; denn man vertheilt sie als Stipendien unter verdiente, mittellose Musensöhne.

Er stiftete die Medicinisch-Chirurgische Akademie; stiftete mehrere Erziehungshäuser für Mädchen; setzte Preise auf gute Lehrbücher; ließ einige Gelehrte eine Reise um die Welt thun; bereicherte die Hofbibliothek, das Naturalien-Kabinet, das Medaillen-Kabinet, durch Ankauf und Schenkungen; stiftete mehrere öffentliche Bibliotheken.

Wenn man es dem König Fridrich als die größte Wohlthat für deutsche Gelehrsamkeit anrechnete, daß er die Freiheit zu drucken und zu schreiben begünstigte; so verdient Kaiser Joseph, aus diesem Gesichtspunkt,

unstreitig den größten Dank der deutschen Musen. Unter seiner Regierung schrieb man wahrhaftig in Oestreich so frey als irgendwo. Es versteht sich von selbst, daß man Dogma der Landesreligion und politisches Verhältniß des Staats, mit einiger Bescheidenheit im Gesichte haben mußte.

Ein grosser Staat muß auch die Künste ehren und erhalten; doch braucht er der Architekten, Mahler, Bildhauer, Erzverschneider ꝛc. nur wenige, im Vergleich mit den übrigen arbeitenden Volksklassen. Joseph zog darum zwar einige der Kunst gebrachte Opfer an Pensionen, Reisegeldern ꝛc. ein; aber die Akademie der bildenden Künste, die Sammlungen von Kunstwerken wurden von ihm nicht nur unterstützt, sondern auch durch Austheilung von jährlichen Preisen, Aufstellung von Lehrern, Ankauf und Geschenke von Mustern, verbessert, ermuntert und bereichert.

XXXVII.

Regierungsart. — Grosse Plane. — Oekonomie.

Selbstherrscher zu seyn, war Kaiser Josephs Lieblingsidee. Sein thätiger, nicht zu ermüdender Geist, wollte alle Staatsgeschäfte, vom wichtigsten bis zum geringfügigsten, überschauen, leiten, entscheiden.

Er ging also gänzlich von dem gewöhnlichen Regierungssysteme der meisten Monarchen ab. Er schuff sich ein Kabinet, das in seinen wirklichen Regierungsjahren mit fünf Sekretaren und einigen Kanzellisten besetzt war. Zwar blieben die Hofstellen und Landesstellen beinahe alle, wie sie unter seiner Mutter bestanden hatten; es wurden auch einige ganz neue errichtet. Aber das Kabinet, das heißt, Joseph selbst, war die letzte Instanz von allen Geschäften ohne Ausnahme.

Jede Sache von irgend einer Wichtigkeit mußte erst Ihm selbst vorgetragen werden, ehe sie zur Ausführung kam. Hier nun veränderte, beschränkte, erweiterte, oder verwarf er die Vorträge der Stellen so oft; gab so oft donnernde Handbillets an die Chefs, an ganze Dikasterien, oder an einzelne Arbeiter; daß man in den letzteren Jahren, um desto sicherer zu gehen, ihm auch die Gegenstände von der mindesten Bedeutung in das Kabinet schickte, um erst seinen Willen und eigne Verfügung darüber zu vernehmen.

Selbst auf seinen Reisen, in und ausser dem Lande, mußten ihm täglich von allen Stellen die Pakete nachgesendet werden. Darum hat man Befehle, Verordnungen, und Entscheidungen von ihm, aus verschiedenen Provinzen und Ländern datirt.

So regierte der Kaiser wahrhaft durch sich selbst. Aber eben diese, anfangs gut gemeynte unmittelbare Theilnehmung an allen, auch unwichtigen, und unter der Würde eines so grossen Monarchen liegenden, alltäg-

täglichen Dingen, überhäufte und beschäftigte seinen Kopf allmählig so sehr, daß die wahren Staatsmänner wünschten, er möchte weniger durch sich selbst regieren, und nur den grösseren, seiner würdigen Gegenständen eine solche Aufmerksamkeit weihen.

Daß Kaiser Joseph seinen Staat sehr gut kannte, bleibt eine ausgemachte Wahrheit. Wenn er irgendwo einen neuen Chef in einer Provinz anstellte, so gab er ihm gewiß die genauesten Notizen von derselben, die Niemand anderer so sehr in seiner Kenntniß hatte.

Als er die Distrikte in Ungarn errichtete, schilderte er jedem dabei ernannten Distrikts-Kommissar die ihm zugetheilten Gegenden, in politisch-, ökonomisch-, und moralischem Betracht so bestimmt, so umständlich und treffend, daß man darüber erstaunt, wenn man es liest. Kein Staatsbeamter, von was immer für einem Range, hatte eine so ausgebreitete, so genau lokale Einsicht in die ganze Verfassung, und in die mancherlei

Pro-

Provinzen des östreichischen Staats, wie Joseph; und keiner ließ es sich so sauer werden, für den Staat zu arbeiten, wie der Beherrscher derselben.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Kaiser Joseph einen grossen Hang zur Eigenmacht, zur uneingeschränkten Regierungsart hatte; doch nahm er nie die öffentliche Miene davon an. In seinen Patenten rc. hieß es niemahls, wie in den Patenten so mancher anderer Fürsten: So ist unser Wille, der Monarch will es so rc. Nein Josephs Sprache war immer: Das allgemeine Beßte rc. Unsere Pflicht als Landesvater rc. verlangt es so. Man hat schon weiter oben aus einem seiner eigenhändigen Aufsätze gehört, daß er sagte, es wäre thöricht, wenn ein Landesherr sich einbildete, das Land sey für ihn, so viele Millionen Menschen seyn für ihn, nicht Er für das Land und die Unterthanen da. . . . Allein man wollte bei solchen Gelegenheiten öfter einen Widerspruch zwischen Worten und Thaten bei ihm bemerkt haben.

Sei=

Seine Plane für das Ganze waren unstreitig groß, weitaussehend, schöpferisch. Vor allen Dingen wollte er aus seinen weitläufigen Besitzungen Einen Staat bilden. Es sollte einerlei Gesetzverfassung, einerlei Interesse, einerlei Steuer, einerlei Hauptsprache, einerlei Handlungssystem, einerlei Geist der National Denkungsart ꝛc. darein gebracht werden: eine äusserst schwere Unternehmung, wenn man einen Blick auf diese Besitzungen wirft, und sieht, wie sie aus so vielerlei Völkerschaften, Religionen, Sitten, Trachten, Verfassungen ꝛc. bestehen; noch so weit an Kultur, Kenntnißen und Denkungsart, von einander entfernt sind.

Weiter wollte Joseph seinen Staat zu einen selbstständigen, von anderen Staaten gänzlich unabhängigen, oder doch nur aktive mit denselben verbundenen Staat machen. Darum beschränkte er im Religionswesen den Einfluß des Papstes, und hob die Verbindung der Mönchsorden mit auswärtigen Obern auf; riß die unter ausländischen Bischöfen

stehenden Gegenden von denselben los, und unterwarf sie einheimischen Bischöfen. Darum traf er in politischer Rücksicht an den Gränzen mit Frankreich, Holland, Venedig 2c. Tausch, Ankauf, Verkauf 2c. bei Gränzörtern wo seine und fremde Oberherrschaft sich kreuzten oder in Gegenstoß kamen. Darum verboth er, in ökonomischer Hinsicht, die Einfuhr aller fremden Waaren, die Ausschleppung des inländischen Geldes. Darum duldete er auch den Bücher-Nachdruck, weil er diesen Gegenstand bloß als Kommerzsache, den Buchhandel wie den Käsehandel betrachtete. *)

Ende.

*) Ich habe wahrlich selbst grossen Schaden durch den Nachdruck erlitten, und vertheidige ihn keineswegs. Als Geschichtschreiber führe ich nur den Beweggrund an, warum ihn Joseph erlaubte. Er sah Bücher als einen Handlungsartikel, und seinen Staat als einen von dem übrigen Deutschland abgesonderten Staat an. Wie man nun in Deutschland kein Bedenken

Endlich wollte Joseph, durch die physiokratischen Grundsätze, und die Anhänger dieses Systems bewogen, im Gewerbe, im Handel und Wandel und Nahrungsart seiner Unterthanen, allgemeine Freiheit einführen. Darum hob er einsweilen zum Versuch, in Mähren die ganze Fleischhacker-Innung auf; darum hob er in Wien die Brodtaxe, Fleischtaxe, Holztaxe rc. auf; darum war jedem Pfuscher erlaubt, jedes Gewerb zu ergreifen. Statt der gehofften guten Wirkung hatten diese in die Praxis übertragenen physiokratischen Theorien die schlimmsten Folgen. — Fleisch von todtem und unreinem Vieh wurde nun in Mähren verkauft, und ganze Dorfschaften wurden dadurch krank gemacht, denn da der Verkauf jedermann frei war, konnte man die nöthige Aufsicht über das ganze Land nicht

trägt, Bücher fremder Staaten, als Hollands, Englands, Frankreich rc. nachzudrucken, eben iso ließ er das auch in seinem Lande angehen.

nicht führen. Man mußte die Fleischhacker wieder herstellen. — Die Aufhebung der Taxen in Wien, sollte Fleisch, Brod, und Holz wohlfeiler machen: es geschah gerade das Gegentheil. — Die allenthalben zugelassenen Pfuscher, gingen gewöhnlich bald wieder zu Grunde, verdarben aber durch ihr leichtsinniges Schleudern auch dem ächten Gewerbsmann auf einige Zeit seine Geschäfte.

Ueberhaupt genommen, übereilte der Kaiser auch seine Anstalten. Man machte ihm einst darüber Vorstellungen. Was sagte er dazu? „Von allem, was ich unternehme, „will ich auch gleich die Wirkung empfinden. „Als ich den Prater und Augarten zurichten „ließ, nahm ich keine jungen Sprossen, die „erst der Nachwelt dienen mögen; nein, „ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und mein Mitmensch Vergnügen und „Vortheil finden können.“

Um nun seinem Staat jene Unabhängigkeit, jenes Uebergewicht zu verschaffen, das in seinen Planen lag, fühlte Joseph sehr

 wohl

wohl die Nothwendigkeit, eine strengere Oekonomie einzuführen, als bei seinen Vorfahren gewöhnlich gewesen. Dieß geschah auch. Es wurden beträchtliche Summen von alten Schulden zurückbezahlt. Die Wiener aber waren mit seiner Haushaltung nicht am beßten zufrieden. An den Aufwand eines zahlreichen glänzenden Hofes gewöhnt, fanden sie ihren Monarchen nun mit einem mahle gar zu ökonomisch, der keine Feste gab, die äusserste Simplicität in Kleidern zur Mode machte, seine Burg leer stehen, und seine Köche müßig gehen ließ; der keine halbe Million brauchte, wo seine Mutter jährlich bei sechs Millionen ausgegeben hatte.

Den Aufwand, welchen Kaiser Joseph für seine eigne Person machte, bezahlte er nicht mit den öffentlichen Staatsgeldern, sondern aus seinem Familien-Vermögen. Aus diesem bestritt er alle Kosten seiner vielen und grossen Reisen, auf deren einer er einst 16000 Dukaten bloß verschenkte. Aus diesem schoß er den Fabrikanten Geld vor. Aus

diesem gab er jährlich 20000 Gulden in das Armen-Institut.

Aus diesem steckte er täglich 100 Dukaten, oder eben so viele Halb-Souveräns vor in die Tasche, die er den Tag über, ohne Geräusch, verschenkte.

XXXVIII.

Josephs Vergnügungen. — Gesellschaftlicher Charakter.

E Regum Fortuna nil nisi Curas ad se pertinere arbitrans. So lautete eine der Inschriften, die das ihm bey St. Stephan errichtete Leichengerüste führte; und das ist im strengsten Verstande wahrhaft gesprochen.

Kein Monarch vor Ihm, und mit Ihm, hat sich wohl seinen Stand, im Punkte der Vergnügungen, so wenig zu Nutzen gemacht,

hat so wenig auf Zerstreuungen und Lebensgenuß gehalten, wie Kaiser Joseph der II.

Wer den Kaiser und seine Verhältniße genauer kannte, der darf wohl behaupten, daß der geringste Handwerksmann, daß der Taglöhner, in seiner Art weniger arbeitete, und sich mehr Ergötzlichkeiten verschafte, als sein Landesherr.

Indessen, da es keinem Menschen möglich ist, unaufhörlich angestrengt zu seyn, so erlaubte sich auch Joseph einige Vergnügungen.

Die politischen Absichten weggerechnet, waren seine Reisen ein wirkliches Vergnügen für ihn. So viele Länder, so viele Völkerschaften, die abstechenden Sitten, Gebräuche, Lebensart, kennen zu lernen, hatte einen unauslöschlichen Reitz für ihn. Und es ist ein sehr giltiger Beweis von grossem Geist, wenn man das Reisen liebt. Dabei verschafte ihm sein gewöhnliches Inkognito, seine simple Art zu reisen, hundert drollige Auftritte in fremden Ländern. Bald ließ er sich zum Gevatter bitten; bald wohnte er einer länd-

ländlichen Hochzeit bei; bald tröstete er hilflose Aeltern; bald überraschte er mit glänzenden Geschenken unschuldige Kinder.

Musik war eine seiner angenehmsten Vergnügungen. Ich habe schon weiter oben angeführt, daß er sie bei seinem Aufenthalt in Wien beinahe täglich nach Tische hatte. Wenn ein grosses, vollstimmiges Konzert war, so spielte er oft das Violoncello dabei. Bei Quarteten und kleinern Parthieen aber spielte er das Klavier, und sang manchmal Arien aus den auf dem Theater aufgeführten Opern. Er sang einen reinen angenehmen Baß.

Das Theater liebte, schützte, und unterstützte er großmüthig. Muntere komische Stücke, und lustige Opern, hörte er gern. Er saß niemals in der eigentlichen Hofloge, sondern in der dritten Loge neben dem Theater. Wenn er von grossen Reisen zurück kam, und das erstemahl wieder in dem Theater erschien, empfing ihn das Publikum mit einem allgemeinen Geklatsche. Er neigte sich dann über die Loge heraus, und dankte freundlich.

Manchmal hielt er das ganze Stück aus. Oefter aber blieb er nur während ein paar Akten, oder hörte nur einige Arien aus einer Oper, und ging noch vor dem Ende des Stücks hinweg.

Die Jagd brauchte er mehr wie eine, seiner natürlichen Thätigkeit nothwendige Leibesübung, als ein Vergnügen. Er jagte Hirsche in der Gegend von Stammersdorf, schoß Wild im Prater, in der Brigittenau, selten auf seinen Familiengütern. Einst war er dabei in grosser Lebensgefahr. Ein Hirsch sprang auf ihn zu, kam mit dem Geweih in sein Kleid, und hob ihn von der Erde auf; aber das Kleid riß aus; der Hirsch rannte davon, und der Kaiser hatte eine Kontusion auf der Brust, die er Monathe lang empfand. . . . Während seines Feldzugs gegen die Türken, hob er die Equipage der Parforce-Jagd gänzlich auf.

Statt des Theaters, oder aus dem Theater weg, ging er gewöhnlich in Gesellschaft. Sie war gemischt, von geistreichen

Da-

Damen und Männern. Er besuchte verschiedene Häuser; von jeher aber hatte er eine besondere Gesellschaft von fünf Damen, die er mit dem allgemeinen Namen die Fürstinen nannte. Es waren die Wittwe des Fürsten Franz Lichtenstein, die Fürstinn Karl Lichtenstein, ihre Schwester die Gräfinn Ernst Kaunitz, die Fürstinn Kinsky, die Fürstinn Clary: dieselben, an welche er das oben angeführte Abschiedsbillet schrieb. Diese Gesellschaft versammelte sich abwechselnd in einem Hause von den fünf Damen, am öftesten aber bei der Fürstinn Franz Lichtenstein. Von Männern kamen dazu: Graf Ernst Kaunitz, Rosenberg, Lascy. Es dauerte gewöhnlich bis nach zehn Uhr, und an Sonntagen bis gegen 12 Uhr Nachts. Joseph erschien hier nicht als Monarch, sondern als Bürger und angenehmer Gesellschafter.

In der That besaß er dieses Gesellschaftstalent im vorzüglichen Grade. Er hatte Welt, Anstand, Witz, Feinheit und Leichtigkeit im Ausdruck, war mit den Damen galant, höf-

lich und gesprächlich mit Jedermann. Zeugen davon sind alle jene Länder und Höfe, die er auf seinen Reisen persönlich besuchte. Man war allenthalben von seiner Person und seiner Art, mit den Leuten umzugehen, bezaubert. König Friedrich behauptet in seinen Schriften sogar, man sey in einigen Ländern auf Joseph heimlich eifersüchtig geworden, weil dieser durch seine gute, feine, gefällige Lebensart jedermanns Neigung gewann, und manchen anderen Fürsten an Popularität weit übertraf.

Wenn er während des Sommers im Augarten wohnte, mischte er sich gewöhnlich des Tags ein paarmal unter den Schwarm der Spaziergänger, und ging Stundenlang im Garten, auch im Prater herum. . . . Selbst wenn er jemanden etwas abschlug, geschah es auf eine freundliche Art. Nur in den zwei letzten Jahren seines Lebens war er etwas mürischer und auffahrender.

XXXIX.

Josephs Temperament, Gemüthsart, Leidenschaften. — Seine Abneigung gegen Zeremoniel, Weitläufigkeiten, steife Formalitäten.

Cholerisch-Sanguinische Leute sind die, welche sich in der Welt am meisten bemerkt und gefürchtet, welche Epoche machen; am kräftigsten wirken, herrschen, zerstören und bauen. Cholerisch-Sanguinisch ist also der wahre Herrscher- und Despoten-Charakter: sagt Knigge.

Josephs Temperament war das Cholerisch-Sanguinische; und seine Handlungen verriethen es. Herrschen, wirken, zerstören, bauen, war ganz und unaufhörlich seine Sache. Alle seine Fehler und Schwachheiten waren Resultate seines Temperaments.

Rasch und aufbrausend; schnell ergreifend, und eben so schnell wieder verwerfend,

war seine Gemüthsart. Rasch sein Gang, rasch seine Geberde, rasch all sein Thun. Weichlichkeit war eine ihm unbekannte Sache; und Sorge und Schonung für sein Leben und Gesundheit waren ihm lästig. Er stürzte mit Pferden, gerieth auf Reisen in aufgeschwollene reissende Ströhme, kaum nagelbreit mehr vom Tode entfernt; war zweimahl auf dem Punkt, von Hirschen gespießt zu werden Alles das machte ihm keine Minute Sorge, machte ihn nicht schüchtern, sondern gab ihm Gelegenheit darüber zu scherzen.

Sein sonst offener Charakter gewann allmählich mehr Zusatz von Mißtrauen; und darum begünstigte er das Denunziren etwas zu stark. Er hatte aber gesehen, wie sehr das Zutrauen seiner Mutter von verschmitzten Leuten mißbraucht worden; hatte an sich selbst erfahren, wie oft er hintergangen ward, wie selten seine Absichten recht ausgeführt, wie häufig seine Befehle verdreht wurden. Dieß mußte ihn mißtrauisch und eigensinnig machen. Könnte man, zum Beispiel, dem

Pub-

Publikum nur genau und umständlich erzählen, welche Hinderniße, Gehäßigkeiten, Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten man ihm bei der einzigen Einführung der Toleranz in den Weg legte, die doch so öffentlich und allgemein gepriesen wurde; das Publikum würde Mitleiden mit ihm haben, würde ihm manchen heftigen Schritt, manchen harten Ausspruch zu gute halten.

Ohne Schmeichelei darf man es behaupten: Josephs erste und stärkste Leidenschaft war, herrschen, regieren, arbeiten. Dieser opferte er alles übrige auf. Ambition hatte Joseph ebenfalls; und ein Monarch eines so mächtigen Staats muß sie haben. Zum Zorn machte ihn sein aufbrausendes Temperament geneigt; und dieses erfuhren zu Zeiten seine Bedienten, die er überhaupt sirrmage hielt; in spätern Jahren aber reichlicher beschenkte, als ehedem.

Die Sinnlichkeit hatte nur von einer einzigen Seite Gewalt über ihn. Und den ersten Stein werfe auf ihn, wer die Gewalt

der

der Sinnlichkeit von dieser Seite nicht selbst jemals gefühlt hat. Für einen Witwer von 30 Jahren, dessen Temperament Feuer, dessen körperliche Konstitution in ausserordentlichem Grade gesund und stark ist, soll es die Welt, dächt ich, verzeihlich finden. Denn bei all seinem unbändigen Feuer, hatte Joseph nie eine Mätresse, welche Einfluß in das Wohl des Staats besaß; nie eine, welcher er Staatsgelder, oder eigne beträchtliche Summen aufopferte.

Eigentliche Favoriten hatte Joseph nicht. Denn, daß er einem Kammerdiener oder Kammerlakaien gewiße häusliche Vertraulichkeiten auftrug; das heißt in der politischen Welt kein Günstling.

Seinem geraden, hitzigen, offenherzigen, thätigen Charakter gemäß, hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen alles, was weitschweifig, steif, schwülstig; was Zeremoniel, Etikette, überflüßige Formalität war. Es fiel ihm lästig, daß er manchmahl im feierlichen Aufzug bei offner Tafel speisen,

 daß

daß er bei geistlichen und weltlichen Zeremonien im Pomp erscheinen sollte. Er war der erste, welcher die Gewohnheit aufhob, daß immer die adelichen Leibwachen neben dem Wagen der Personen vom regierenden Hause reiten mußten. Er verboth durch eine eigne Verordnung das Kniebeugen vor sich selbst und seinem Hause, weil dieses eine dem höchsten Wesen allein zuständige Ehrenbezeugung sey. Er schränkte die Zahl der dienenden Kammerherren auf 36 ein, und überhob auch diese sehr oft ihres Dienstes.

Indessen gesteh' ich ganz willig, daß sein moralischer und politischer Charakter, genau genommen, noch eine Art von Räthsel ist: eine wunderbare Mischung von Gutherzigkeit und Härte; von grossen und kleinen, von überdachten und übereilten Ideen, von weitaussehenden und kurzsichtigen Planen und Entwürfen.

XXXX.

Aussichten in die Regierung Leopold des II.

Josephs nächster Bruder und natürlicher Erbe Leopold, langte am 12ten März aus Florenz in Wien an, und beherrscht nun dem Oestreichischen Staat.

Schon seit fünf und zwanzig Jahren, daß er in Toskana regierte, hieß er allgemein der Gütige und Weise. Wie sehr muß er sich selbst freuen, jetzt einen Wirkungskreis zu haben, der um zwanzigmahl grösser ist, als sein bisheriger! Wie zuversichtlich darf sein Volk hoffen, daß jene Herrscher-Tugenden jetzt um so heller strahlen werden, da statt Einer Million, nun mehr als zwanzig Millionen Menschen, Glück und Heil von denselben erwarten!

Fünf und zwanzig Jahre einer schon vollendeten Regierung, geben uns auf die

gegenwärtige Aussichten, welche man ohne Schmeichelei erwarten kann.

Ein Mann, dessen Rechtschaffenheit eben so groß war, als seine Einsichten, der verstorbene Parlaments-Präsident Dupaty, schreibt in seinen Briefen über Italien folgendes von Leopold, damals noch Beherrscher von Toskana *):

„Leopold liebt sein Volk, und hat alle entbehrlichen Abgaben aufgehoben; er hat fast alle seine Truppen abgedankt, und nur so viele, als zu einem Muster nöthig waren, beibehalten.

„Er hat gefunden, daß ihm der Hof sein Volk verbarg, und sein Hof ist nicht mehr. Er hat Manufakturen errichtet. Er hat überall die vortrefflichsten Landstrassen auf eigne Kosten angelegt. Er hat Hospitäler erbaut, und man könnte leicht diese Hospitäler im Toskanischen für die Palläste des Großherzogs halten. Ich habe sie besucht, und überall Reinlichkeit, Ordnung, zärtliche

und

*) I. Band Brief 25 u. f. übersetzt von Georg Forster.

und sorgsame Pflege gefunden. Ich sah kranke Alte; und es schien, als würden sie von ihren Kindern bedient. Ich sah auch kranke Kinder, und es schien, als würden sie von ihren Müttern besorgt. Auf der Facciate dieser Hospitäler wird Leopold ein Vater der Armen genannt. Schon die Hospitäler selbst geben ihm diesen Nahmen.

„Der Großherzog kommt oft in Person; die Armen und die Kranken zu besuchen. Er vernachläßiget nicht seine guten Stiftungen, denn er hat nicht bloße Anwandlungen von Menschlichkeit sondern ein menschliches Herz. So oft er in diesem Aufenthalt der Schmerzen und der Angst erscheint, ruft er Freudenthränen hervor, und so oft er hinausgeht, ströhmen Segenswünsche über ihn.

„Um den Großherzog vorgestellt zu werden, bedarf es keines vierhundertjährigen Adels, und man braucht eben nicht von Leuten abzustammen, die seinen Vorfahren die Krone streitig machten. Sein Pallast ist, wie die Tempel, allen seinen Unterthanen

ohne

ohne Ausnahme offen. Drei Tage in der Woche sind jedoch einer gewissen Klasse vorzüglich geweiht, aber weder den Grossen noch den Reichen, weder den Mahlern noch den Tonkünstlern, noch den Dichtern; sondern den Unglücklichen.

„Der Handel und die Industrie sind anderwärts, wie die Ländereyen, das Erbtheil einer geringen Anzahl von Menschen. In Leopolds Staaten steht es jedem frei, zu machen, was er zu machen weiß. Sobald man eine Fertigkeit, eine Geschicklichkeit besitzt, hat man auch ein Gewerbe; und das einzige ausschliessende Privilegium ist das Genie.

„Gegenwärtig beschäftiget sich Leopold mit einer gänzlichen Reform seiner Gesetzgebung. Den Anfang hat er bereits gemacht: die Civilgesetze sind einfacher, die peinlichen Gesetze milder als zuvor. Seit zehn Jahren floß kein Blut auf den Richtplätzen von Toskana. Aus den Gefängnissen ist zwar die Freiheit, aber auch nur sie allein, und nicht

zugleich die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit verbannt.

„Der Großherzog hat auch zwei vortrefliche Aufwandsgesetze gegeben: das eine ist der freundliche Empfang, den er der Simplicität angedeihen läßt; das andere, sein eignes Beispiel.

Wenn die Sonne über den Staaten dieses Fürsten aufgeht, so regiert sie schon der Fürst. Um sechs Uhr des Morgens hat er schon viele Thränen abgetrocknet. Seine Staatssekretäre sind bloße Schreiber.

„Die Adelichen klagen, daß der Großherzog sie nicht genug distinguirt; die Pfaffen, daß er sie nicht genug fürchtet; die Mönche, daß er sie nicht genug bereichert; und die Beamten, daß er zu strenge Aufsicht hält. In seinen Staaten muß der Magistrat Recht sprechen, der Soldat dienen, der Prälat residiren, der Beamte sein Amt verrichten; denn der Fürst regiert.

„Seine Kinder läßt er nicht in seinem Pallast, sondern in einem Hause erziehen.

Prinzen will er nicht aus ihnen machen, das sind sie schon; sondern Menschen. Sein Erziehungsplan nähert sie unaufhörlich den Scenen des Unglücks, von welchen ihr Stand sie entfernt.

„Ich kenne nur, sagte einst der Großherzog, zweierlei Menschen in meinem Staaten, ehrliche Leute und Schurken.

„Der Großherzog ist glücklich, denn sein Volk ist glücklich, und er glaubt an Gott. — Man bedauerte es einst in Gegenwart des Großherzogs, daß seine Staaten nicht grösser wären. Ach! rief er aus; es gibt noch Unglückliche in meinen Staaten!

„Der Großherzog geht oft mitten unter seinem Volke spazieren. Er nimmt Antheil an den Volksfreuden, und dadurch gibt er ihnen neues Leben. Er achtet es nicht zu geringe, Freuden zu kosten, die zwar nicht verfeinert sind, aber wahrhaft empfunden werden, und ihm selbst großentheils ihre Entstehung verdanken.

„Der Großherzog hat ein sicheres, einfaches Mittel erfunden, zu verhüten, daß man keine Beschwerde gegen die Beamten zu führen habe; es besteht darin, daß jeder sich über sie beschweren darf. In den Mauern seiner Palläste hat er Oeffnungen machen lassen, durch welche die schüchternste Klage bis zu seinem Ohr gelangen kann, die Oeffnungen sind Zugänge für die Wahrheit. — Man warf ihm vor, daß er Kundschafter hielte. Er antwortete: ich habe keine Truppen.

„Der Großherzog regiert nicht für den Adel, nicht für die Reichen, nicht für die Minister, sondern für sein ganzes Volk; er ist ein Fürst, im wahren Verstande des Worts.

„Womit hat den der Großherzog seine Unterthanen glücklich gemacht?

„Mit Brod, Schauspielen, und Gerechtigkeit. Er hat Manufakturen errichtet; wo das Volk seine Zeit nützlich hinbringt; Theater, wo es die Zeit vergißt; Hospitäler

ler, wo es Genesung findet; und Tribunale, welche, unpartheyisch zu richten scheinen."

So schrieb Dupaty, der ein Ausländer war, und dessen Schrift erst nach seinem Tode erschien. Zwei Umstände, die für seine Wahrheitsliebe und Ueberzeugung ein grosses Zeugniß geben.

Desto besser für Uns! denn dieser Großherzog, den uns Dupaty schon durch seine Schilderung lieben macht, ist jezt Unser König; und das erste Wort, welches dieser König öffentlich zu Uns sprach, war: die Herzen der Unterthanen sind der Könige Reichthum.

Ende.

Innhalt.

S.

I. Josephs Geburt. — Rührende Scene in Preßburg — Theresia siegt. — Franz wird römischer Kaiser. . . . 3

II. Josephs Erziehung: — Jugendliche Vergnügungen. 11

III. Joseph darf nicht zu Felde gehen. — Zweimal verheirathet, und zweimal Wittwer. — Wird römischer König. — Franz stirbt. — Joseph ist Kaiser und Mitregent seiner Mutter. 14

IV. Joseph bringt dem Staate ein wichtiges Opfer. — Reise in das Bannat. — Erste Züge aus dem persönlichen Charakter Josephs. — Reise nach Italien. — Der Kaiser ackert auf offnem Felde. — Besuch bei dem König von Preußen. . 19

V. Reise nach Böhmen, um der Hungersnoth zu wehren. — Friedrich besucht Joseph. — Theilung von Polen. — Einführung der militärischen Konscription. — Reise durch Gallizien. 26

VI. Verbesserung des Kriegswesens. — Jährliche Uibungslager. — Eröffnung des Augartens und des Praters. — Joseph übernimmt die deutsche Schaubühne. 34

VII. Josephs Reise nach Frankreich. — Aufenthalt und Beschäftigung in Paris. . 39

VIII. Fortsetzung der Reise durch das nördliche und südliche Frankreich. — Uibergang nach Spanien. 46

X. Tod des Churfürsten von Bayern. — Ausbruch des Krieges. Unüberwindliches Lager Josephs. — Sonderbarer Schritt der Kaiserin Theresia. . . . 50

XI. Kleiner Krieg. — Friede zu Teschen. — Josephs Betragen im Felde. . . 64

XII. Neue Vestungen in Böhmen. — Reise in das Innviertel. — Reise nach Rußland. 69

XIII.

S.

XIII. Theresia stirbt. — Züge aus der Geschichte ihrer Regierung. : : : 73

XIV. Joseph tritt die Regierung an. — Blicke in die Zukunft. — Er ist Selbstherrscher. : : : : : : 78

XV. Erste Verordnungen. — Reise nach den Niederlanden, nach Holland, nach Frankreich. : : : : : 84

XVI. Der Kaiser läßt sich weder krönen noch huldigen. — Weitere Reformen. — Hohe Besuche. : : : : : 93

XVII. Der Pabst in Wien. : : : 100

XVIII. Aufhebung der Klöster. — Stiftung neuer Bisthümer und Pfarren. — Reformen des öffentlichen Gottesdienstes. — Deisten in Böhmen. — Neue Kriminalstrafen. : : : : : : 103

XIX. Innere Reformen. — Reise nach Italien. — Ein Handbillet. : : : 114

XX. Zurückkunft aus Italien. — Wesentliche Neuerungen in Ungarn. — Aufruhr in Siebenbürgen. — Scheldestreit. : 129

XXI. Verboth der ausländischen Waaren. — Vorbereitungen zur neuen Steuerregulirung. : : : : : 139

XXII. Tauschprojekte. — Fürstenbund. — Neue Stiftungen. — Nunziaturstreitigkeiten. — Aufhebung der Majorate. : 155

XXIII. Reformen in Gallizien, in Tyrol, in der Lombardey und in den Niederlanden. — Neue Gesetzbücher. — Tod des Königs von Preußen. : : : 164

XXIV. Reise nach der Krim. : : : 174

XXV. Erste Unruhen in den Niederlanden. 181

XXVI. Vermählung des Erzherzogs Franz. — Einziehung der Waisen und Stiftungsgelder. : : : : : : 200

XXVII. Erster Feldzug gegen die Türken, im J. 1788. : : : : : 203

XXVIII. Persönliches Betragen des Kaisers in diesem Kriege. — Zweiter Feldzug gegen die Türken, im J. 1789. : 223

S.
XXIX. Steuerregulirung. — Ihre Folgen und Gebrechen. — Aufhebung derselben nach Josephs Tode. : : : : : 236
XXX. Josephs Krankheit. — Gewaltsame Empörung in den Niederlanden. : : 244
XXXI. Vernichtung aller seiner Anstalten in Ungarn und in Tyrol. — Neuer Konferenz-Rath. — Abschied von der Armee. 260
XXXII. Tod der Erzherzogin Elisabeth. — Geschenke des Kaisers an seine Kabinetsbeamte und Dienerschaft. — Abschied von seinen Freunden. — Josephs letzte Nacht. Leichenzug. — Testament. : : : 272
XXXIII. Politische Lage des östreichischen Staats, bei Josephs Absterben. : 282
XXXIV. Körperliches Aussehen Josephs. — Sein Anzug. : : : : : 287
XXXV. Tägliche Lebensart. — Speise und Trank. — Lebensart zu Hause und auf Reisen. : : : : : : 293
XXXVI. Geisteskräfte. Kenntniße. Lektüre. Seine Gedanken über Schriftsteller und Gelehrsamkeit. — Anstalten für Erziehung, für Wissenschaften und Künste. 303
XXXVII. Regierungsart. — Große Plane. — Oekonomie. : : : : : 314
XXXVIII. Josephs Vergnügungen. — Gesellschaftlicher Charakter. : : 323
XXXIX. Josephs Temperament, Gemüthsart, Leidenschaften. — Seine Abneigung gegen Ceremoniel, Weitläuftigkeiten, steife Formalitäten. : : : : : 329
LX. Aussichten in die Regierung Leopolds des II. : : : : : : 334

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Berichtigung.

Vor dem neunten Kapitel ist irriger Weise die Zahl X gesetzt worden. Man hat also die folgenden Kapitel mit der zwar unrichtigen, aber ordentlich fortlaufenden Zahl bezeichnen lassen.

Pezzl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Charakteristik Josephs II e. histor.-biogr. Skizze, samt e. Anh. d. Aussichten in d. Regierung Leopolds II

Wien 1790

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1735
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252451-0
VD18 11576782-003